

Streifzüge

Nummer 43 / Juli 2008

5,– Euro



Norbert Trenkle schwärzt den Weltmarkt * Martin Scheuringer bläut den Rausch * Franz Schandl rötet den Skandal * Peter Klein bräunt die Demokratie * Maria Wölflingseder fühlt das Bruttosozialglück * Moshe Zuckermann kühlt den Zionismus * Fritjof Bönold wühlt im Theorem * Julian Bierwirth spült die Soziologie * Ilse Bindseil ohne Hass * Gegen Flaggenhagel und Fahnenfladen * Für Abostürme und Spendenüberschwemmungen

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis – Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margaretenstraße 71-73/23, 1050 Wien.
E-Mail: streifzuege@chello.at
Website: www.streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien
Auflage: 1.500

COPYLEFT

Alle Artikel der *Streifzüge* unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von Autor/in, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der *Streifzüge* und an keinem anderen Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung: Kritik und Perspektive.

REDAKTION

(zugleich Mitglieder des Leitungsorgans des Medieninhabers) Christoph Adam, Andreas Exner, Lorenz Glatz, Franz Schandl, Martin Scheuringer und Maria Wölflingseder.
Umschlaggestaltung: Pichl Peter.

KONTEN

Konto für Österreich: Kritischer Kreis, PSK, BLZ 60000
Kontonummer 93 038 948

Konto für Deutschland: Franz Schandl, Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85
Kontonummer 405 952 854

Konto für Abos in anderen EU-Staaten: Verein Kritischer Kreis,
BIC: OPSKATWW
IBAN: AT87 60000 00093038948

ABONNEMENTS

Aborichtpreise für 3 Hefte pro Jahr:
1 Jahr 14 Euro, 2 Jahre 26 Euro,
3 Jahre 36 Euro.

Erstbeziehende bitten wir um schriftliche Bestellung, da seitens des grandiosen Bankservices den Kontoauszügen nicht immer die vollständige Adresse zu entnehmen ist.

Nachbestellende bitten wir um die Anführung der Postleitzahl.

Das Abo endet, wenn es nicht durch Einzahlung verlängert wird.

INHALTSVERZEICHNIS

Norbert Trenkle: Weltmarktbeben – Über die tieferliegenden Ursachen der aktuellen Finanzmarktkrise (1. Teil)	3
Martin Scheuringer: Rausch ohne Rechnung! Fußball, Ökonomie, Pädagogik und Begeisterung	8
Franz Schandl: Skandal als Skandalisierung – Schrägstellungen zur Anatomie gesellschaftlicher Affären	12
Peter Klein: Eichmann, das sind wir alle – Die private Seite der Demokratie	19
„...und dann gnade uns Gott!“ – Interview mit Moshe Zuckermann	24
Fritjof Bönold: Zur immanenten Kritik am Wert-Abspaltungstheorem (2. Teil)	27
Julian Bierwirth: Friendly Reading – Skizze zu Wertkritik und Soziologie	30
Franz Schandl: Zur Kritik des Theoretikers	33
Ilse Bindseil: Hass	36
Kolumnen	
Dead Men Working von Maria Wölflingseder	23
Immaterial World von Stefan Meretz	32
Rückkopplungen von Roger Behrens	38
Unungänglich von Franz Schandl	40
Rubrik 2000 abwärts	
Franz Schandl (F.S.)	8
Lorenz Glatz (L.G.)	9, 21
Ricky Trang (R.T.)	34

Rückläufig

Nach den erfreulichen Steigerungen in den letzten Jahren haben wir nun das zweite Quartal hintereinander leichte Einbußen zu verzeichnen. Statt 264 bezahlten Abos wie zum Vergleichsdatum verfügen wir mit 1. Juni 2008 nur noch über 254, d.h. wir haben um ganze 10 Stück weniger. Das mag nicht dramatisch erscheinen, doch betrachten wir das als empfindliche Störung, nicht nur als Geschäftsstörung. Wir bitten alle Altabonnenten, die noch nicht bezahlt haben – immerhin 76! – ihr Abo zu erneuern, und auf neue Abos und Spenden hoffen wir sowieso. Auch Trafomitglieder sind gefragt. Ihnen sei einmal mehr gedankt, denn schließlich sichern sie den *Streifzügen* eine solide finanzielle Basis. F.S.

Weltmarktbeben

ÜBER DIE TIEFERLIEGENDEN URSACHEN DER AKTUELLEN FINANZMARKTKRISE (1. TEIL)

von Norbert Trenkle

Spätestens seit der sogenannten „Kapitalismuskritik“ von Franz Müntefering im Jahr 2005 hat sich das Bild der „Heuschrecke“ allgemein durchgesetzt, um das auszudrücken, was ohnehin schon immer in weiten Teilen der öffentlichen Meinung als selbstverständlich galt: dass nämlich „gierige Finanzinvestoren“ hauptverantwortlich für die aktuellen ökonomischen und sozialen Krisenerscheinungen sein sollen. Insofern konnte die exzessive Verwendung der Heuschrecken-Metapher und der damit verbundenen Assoziationen in der ver.di-Broschüre „Finanzkapitalismus: Geldgier in Reinkultur“ zunächst nicht verwundern. Umso erfreulicher ist aber, dass sowohl innerhalb wie außerhalb der Gewerkschaft heftige Kritik an dieser Broschüre artikuliert worden ist und somit eine längst überfällige Debatte in Gang zu kommen scheint. Zur Verteidigung gegen die Kritik haben die AutorInnen der Broschüre ein durchaus erhellendes Argument ins Feld geführt. Sie hätten – so schreiben sie in einem in LabourNet veröffentlichten Beitrag¹ – im Vorfeld über die Heuschrecken-Metapher diskutiert, seien dann aber „zu der Überzeugung gelangt, dass man bei dem Thema ... um dieses Bild bzw. diesen Begriff gar nicht herum kommt. ... Umständliche Umschreibungen wären ansonsten nötig geworden. Letztlich wäre es aber gar nicht zu vermeiden gewesen, dass der LeserIn/ dem Leser früher oder später deutlich wird, dass wir natürlich die vielbeschriebenen ‚Heuschrecken‘ meinen.“

Erhellend ist dieses Argument deshalb, weil es darauf verweist, dass die Heuschrecken-Metapher keinesfalls eine bloß oberflächliche ideologische Zuschreibung ist, die durch eine andere „harmlosere“ (also nicht antisemitisch konnotierte) ersetzt werden könnte, sondern sich aus dem Argumentationsgang der Broschüre (und ähnlich gelagerter Schriften) durchaus stringent ergibt. Genau hier liegt der Hund begraben. Problematisch ist bereits die in der Broschüre vorgelegte ökonomische Analyse oder, genauer gesagt, die Art und Weise der Kritik am Finanzkapital und nicht bloß der dabei verwendete Bilderkanon, denn dieser passt zu jener wie der Deckel auf den Topf. Selbstver-

ständig muss Kapitalismuskritik den Zusammenhang zwischen der ungeheuren Aufblähung der Finanzmärkte und der Dynamik der krisenkapitalistischen Globalisierung analysieren und danach fragen, welche praktischen Konsequenzen sich für soziale Bewegungen und Gewerkschaften daraus ergeben. Die entscheidende Frage aber ist, worin dieser Zusammenhang besteht. Der folgende Text will einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage leisten, der angesichts der immer bedrohlicheren Krise an den internationalen Finanzmärkten zusätzliche Brisanz zukommt.

Die aktuelle Krise an den internationalen Finanzmärkten, die sich zu einer veritablen Weltmarktkrise auszuwachsen droht, wird von fast allen Kommentatoren und Wirtschaftsexperten auf die ungehemmte Entfesselung der Spekulation vor allem in den USA zurückgeführt. Im Schussfeld stehen dementsprechend die Banken und Investmentfonds als Hauptakteure dieser Spekulation, aber auch die Regierungen und Zentralbanken (allen voran die US-Regierung und die Federal Reserve), die diese Entwicklung ermöglicht und gefördert hätten. Es fühlen sich jetzt alle jene bestätigt, die schon seit Jahren in der Entfesselung und Verselbstständigung der Spekulation die wichtigste Ursache aller aktuellen ökonomischen und sozialen Verwerfungen wie Massenarbeitslosigkeit, Lohndrückerei, verschärfter Standortkonkurrenz und Abriss der Sozialsysteme sehen und als Schlüssel für die Lösung dieser Probleme eine Regulation und Kontrolle der Finanzmärkte propagieren.

Nun könnte es bei oberflächlicher Betrachtung tatsächlich so erscheinen, als gehe der zunehmende ökonomische Druck auf die gesamte Gesellschaft ursächlich von den Finanzmärkten aus. Wer wollte leugnen, dass diese in einem historisch einzigartigen Maße an Gewicht gewonnen haben und starken Einfluss auf die wirtschaftliche Entwicklung nehmen? Liegt es da nicht nahe, sie als Hauptschuldige für die gesellschaftliche Misere zu identifizieren? Doch die Polemik gegen Hedgefonds, Private-Equity-Fonds und andere Finanzmarktakteure (unter Ver-

wendung ideologisch brandgefährlicher Bilder wie „Heuschrecken“ und „Blutsauger“)² findet nicht nur deshalb ein so starkes Echo in der Öffentlichkeit, weil sie den Schein der Oberfläche widerspiegelt. Darüber hinaus kann sie sich auf ein verbreitetes Vorverständnis stützen, wonach das Finanzkapital, die Banken und „die Spekulanten“ ohnehin für die meisten Übel des Kapitalismus verantwortlich gemacht werden, weil sie angeblich auf Kosten der „ehrlichen Arbeit“ und des „produktiven Unternehmertums“ ihre Gewinne einfahren, ohne dafür einen Finger krumm zu machen. Dementsprechend wird stets die „unersättliche Gier“ der Finanzmarktakteure angeprangert, die nach „übertriebenen Renditen“ strebten (so als ob die kapitalistische Produktionsweise nicht ihrem Wesen nach auf dem Prinzip der Gewinnmaximierung basieren würde und dafür immer schon über Leichen gegangen wäre).

Das freilich ist keine Kritik am Kapitalismus, sondern bestenfalls eine nostalgische Verklärung des sozialstaatlich regulierten Kapitalismus der Nachkriegszeit, als angeblich die Welt noch in Ordnung war. Schlimmer noch wird damit aber zugleich die Tür für antisemitische Wahnprojektionen geöffnet, zu deren Kernbestand ja bekanntlich die Aufspaltung des Kapitals in ein (konkretes) „schaffendes“ und ein (abstraktes) „raffendes Kapital“ gehört, wobei „die Spekulanten“ mit „den Juden“ identifiziert werden, die angeblich hinter den Kulissen die Fäden der Weltwirtschaft und -politik ziehen. Dieser gefährliche ideologische Zusammenhang ist in den letzten Jahren vielfach aufgezeigt und kritisiert worden, weshalb ich ihn hier nicht näher ausführen muss.³ Stattdessen werde ich mich vor allem auf den Nachweis konzentrieren, dass mit der einseitigen Attacke auf das Finanzkapital auch die Ursache-Wirkung-Zusammenhänge der kapitalistischen Funktionslogik auf den Kopf gestellt werden und damit nicht nur einer Analyse des laufenden Krisenprozesses der Weg verstellt wird, sondern auch einem adäquaten Widerstand gegen die damit verbundenen sozialen und politischen Zumutungen.

Die langen Nachwirkungen der Krise des Fordismus

Schon ein Blick in die Geschichte zeigt, dass die Entstehung von großen Spekulations- und Kreditblasen an den Finanzmärkten noch nie die Ursache von kapitalistischen Krisen war, sondern immer nur Folge und Verlaufsform von Krisenprozessen, deren Gründe sich stets auf die Stockung der Kapitalverwertung in der Realwirtschaft zurückführen ließen. Das gilt auch und gerade auch für die gegenwärtige Finanzmarktkrise und die lange Periode der Spekulation, die ihr vorangegangen ist, auch wenn sie in der Tat einige historische Besonderheiten gegenüber früheren Krisen vorzuweisen hat.

Es ist allgemein bekannt, dass das Abheben und die weitgehende Verselbstständigung der Finanzmärkte in der Mitte der 1970er Jahre begannen. Die Gründe dafür lagen jedoch nicht etwa in willkürlichen politischen Entscheidungen oder dem Einfluss neoliberaler Thinktanks und mächtiger wirtschaftlicher Interessengruppen, wie es im Rückblick heute vielfach behauptet wird, sondern darin, dass die lange Aufschwungsphase der Nachkriegszeit in eine tiefe Strukturkrise geriet und der Fordismus an seine Grenzen stieß. Die Profitraten gerieten unter Druck, weil sich die organisatorischen und betriebswirtschaftlichen Produktivitätsreserven der standardisierten Massenproduktion erschöpft hatten, während gleichzeitig erfolgreiche Arbeitskämpfe für eine Anhebung der Löhne und Sozialleistungen sorgten und die Vorkosten für die Finanzierung der allgemeinen öffentlichen Infrastruktur immer weiter anstiegen. Als die OPEC-Länder dann auch noch den Ölpreis empfindlich anhoben und damit die Kosten für die exzessive Ausbeutung der fossilen Energiereserven in die Höhe schnellten, war der selbsttragende Wachstumsschub der Nachkriegszeit an sein Ende gelangt. Zusätzliche Investitionen in Produktionsmittel, Fabriken, Gebäude etc. unterblieben, weil sie keinen oder keinen ausreichenden Gewinn mehr versprachen; in der Folge wurde ein erheblicher Teil des Kapitals „freigesetzt“ und fand keine rentable Anlagemöglichkeit mehr.

Da aber Kapital seinem Wesen nach sich selbst verwertender Wert ist, also der einzige Zweck der kapitalistischen Produktion darin besteht, aus Geld mehr Geld zu machen (daher auch der dem Kapitalismus eigene Zwang zum permanenten quantitativen Wachstum ohne Rücksicht

auf menschliche Bedürfnisse und natürliche Grenzen), ist eine solche Stockung des Verwertungsprozesses gleichbedeutend mit einer Krise. Genauer gesagt: mit einer Überakkumulationskrise oder – um es im gängigen volkswirtschaftlichen Vokabular auszudrücken – mit einer Überinvestitionskrise. Ein Teil des Kapitals ist überschüssig (gemessen am eigenen abstrakten Selbstzweck) und daher von der Entwertung bedroht. Findet diese Entwertung statt, so bleibt sie nicht auf einzelne Unternehmens- und Bankenzusammenbrüche beschränkt (wie sie im kapitalistischen Normalbetrieb immer vorkommen), sondern schlägt – vermittelt und verstärkt über negative Multiplikatoreffekte – auf die gesamte Wirtschaft und Gesellschaft durch.

Genau diese Gefahr drohte Mitte der 1970er Jahre, was übrigens viele (nicht nur linke) Ökonomen prognostizierten.⁴ Warum jedoch kam es nicht dazu? Warum blieb der große weltwirtschaftliche Kriseneinbruch aus? Ein wesentlicher Grund dafür war, dass ein erheblicher Teil des überschüssigen Kapitals, das in der Realwirtschaft nicht mehr investiert werden konnte, an die internationalen Finanzmärkte auswich, wo es zunächst hauptsächlich in der Form von Staatskrediten, zunehmend aber auch in der Aktien- und Wertpapierspekulation angelegt wurde. Dieses Ausweichen in die Finanzsphäre ist für sich genommen eine ganz normale Verlaufsform jeder Krise der Kapitalverwertung. Marx hat sie bereits anhand der Krise von 1857 analysiert und dafür den Begriff des „fiktiven Kapitals“ geprägt. Fiktiv ist das Kredit- und Spekulationskapital deshalb, weil es nur *scheinbar* als Kapital fungiert. Denn so sehr es auch für seine Eigentümer Zins- und Spekulationsgewinne abwirft, so wenig findet doch eine reale Verwertung statt, die immer voraussetzt, dass abstrakte Arbeit in der Produktion von Waren und Dienstleistungen verausgabt und ein Teil davon als Mehrwert abgeschöpft wird. Die „Erträge“, die das fiktive Kapital „abwirft“, stammen jedoch aus anderen Quellen, seien es Steuern und neue Kredite (im Fall der exponentiell anwachsenden Staatsverschuldung), seien es Wetten auf die Zukunft (im Fall von spekulativen Kursgewinnen) oder der Ausverkauf der gesellschaftlichen Substanz (im Fall von Privatisierungserlösen).

Am offensichtlichsten ist dies im Fall der Staatsverschuldung: Der Staat leiht sich Geld, um dieses dann sofort wieder in den Konsumkreislauf zu schleusen. Vom

Standpunkt des Kreditgebers erscheint dieses Geld als Kapital, weil es ja Zinsen „abwirft“. Tatsächlich jedoch ist es längst konsumtiv verausgabt worden, existiert also als „Wert“ nur noch in der Gestalt von Anrechtsscheinen (Staatsanleihen). Aber auch der private Konsum- oder Hypothekenkredit funktioniert nach dem gleichen Muster: Die Kreditnehmer leihen sich Geld, um Häuser, Autos oder andere Verbrauchsgüter zu kaufen, für die Kreditgeber jedoch erscheint dasselbe Geld als Kapital, das profitabel angelegt wurde, obwohl es längst im Konsum verbrannt worden ist. Dieser Zusammenhang ist freilich den Letzteren herzlich egal. Die kreditäre oder spekulative Finanzanlage erscheint ihnen als Anlagemöglichkeit genauso „real“ zu sein, wie jede andere auch, solange die Geldquellen nur sprudeln.

Doch die Aufblähung des fiktiven Kapitals verschafft nicht nur den Kapitalanlegern eine Ausweichmöglichkeit, sie bedeutet auch makroökonomisch einen Aufschub des Kriseneinbruchs. Denn das Ausweichen an die Finanzmärkte verhindert nicht nur vorübergehend die Entwertung des überschüssigen Kapitals, zugleich schafft sie vermittelt über verschiedene Mechanismen auch zusätzliche Kaufkraft, die sich in der Nachfrage von Waren und Dienstleistungen ausdrückt und darüber die Realwirtschaft am Laufen hält oder sogar weiter anheizen kann. Im Fall der Staatsverschuldung wirkt dieser Mechanismus ganz unmittelbar und hat es als solcher ja zu einem zentralen Instrument der Wirtschaftspolitik gebracht. Ganz egal ob der Staat das geliehene Geld für den Bau von Straßen, den Ankauf von Militärflugzeugen oder für soziale Transferleistungen ausgibt, immer fließt es direkt in den Konsumkreislauf zurück und facht darüber die Konjunktur an. Exakt die gleiche volkswirtschaftliche Funktion erfüllen Konsum- und Hypothekenkredite, wie der jüngste Immobilienboom in den USA gezeigt hat, nur dass die Kreditnehmer eben Privatleute sind. Aber auch die Finanzmarktgewinne selbst fließen teilweise wieder in die Realwirtschaft zurück, sei es über Ausgaben für die Geschäftsausstattung der Banken, Investmentfonds und anderer institutioneller Finanzmarktakteure (vom Fuhrpark über die Computer bis hin zu den repräsentativen Bürogebäuden), sei es dass deren Angestellte oder Privatanleger ihren Konsum aus Spekulations- und Zinserträgen finanzieren. Insofern ist das fiktive Kapital alles andere als ein totes Gewicht, das auf der Realwirtschaft lastet und sie in ihrem Funktionieren behindert. Im

Gegenteil, es ermöglicht die vorübergehende Aufrechterhaltung des kapitalistischen Normalbetriebs.

In allen bisherigen großen kapitalistischen Krisen währte dieser Modus des Krisenaufschubs allerdings nie sehr lang. Nach einer kurzen Phase der spekulativen Überhitzung folgte zwangsläufig ein großer Finanzmarktcrash, in dem sich das aufgestaute Krisenpotential mit enormer Wucht entlud und mit einem Schlag große Teile der ökonomischen und sozialen Strukturen zerstörte. Die historische Besonderheit der Krise des Fordismus besteht darin, dass eine solche massenhafte Entwertung der in ihrem Gefolge aufgehäuften Spekulations- und Kreditmasse bis heute nicht stattfand. Aber das bedeutet keinesfalls, dass die Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Verwertungs- und Funktionslogik außer Kraft gesetzt worden seien, wie es vielfach behauptet worden ist. Historisch einmalig ist nur der ungeheuer lange Zeitraum des Krisenaufschubs, der jedoch strukturell nicht anders als in vorangegangenen Krisen über den Mechanismus des fiktiven Kapitals vermittelt ist und daher auch früher oder später in einem gewaltigen Entwertungsschub münden muss. Diesem langen Zeitraum entspricht logischerweise eine entsprechend gigantische Aufblähung der Spekulations- und Kreditblase. Wenn heute daher – wie es mittlerweile in fast jeder Zeitung steht – rund 97 Prozent aller transnationalen Finanzströme rein spekulativen Zwecken dienen, so ist dies kein Beleg für eine wirtschaftliche „Fehlsteuerung“ oder gar für die „Gier“ unersättlicher Spekulanten, sondern zeigt, welche Ausmaße der Krisenaufschub inzwischen angenommen hat, und damit auch, welches enorme Krisenpotential aufgehäuft wurde.

Die Besonderheiten des langen Krisenaufschubs

Politisch gesehen war es die fortschreitende Liberalisierung der transnationalen Finanzmärkte und die endgültige Entkopplung des Geldes vom Gold (mit der Aufhebung der Goldbindung des Dollars im Jahr 1971 und dem damit eingeleiteten Ende des Systems regulierter Wechselkurse), welche diese ungeheuer lange Streckung des Krisenaufschubs überhaupt erst ermöglichte. Denn erst dadurch konnte die globale Geldmenge in einem Ausmaß wachsen, das in den vorangegangenen Krisen nicht denkbar war, weil Goldstandard und national regulierte Finanzmärkte der monetären Expansion

enge Grenzen setzten. Doch die Entscheidung, diese Grenzen niederzureißen war kein willkürlicher politischer Akt, der sich etwa auf den Einfluss bestimmter mächtiger Interessengruppen zurückführen ließe.⁵ Vielmehr folgte sie aus der Dynamik der ökonomischen Entwicklung in den 1950er und 1960er Jahren, die nach und nach die Grundlagen des Systems von Bretton Woods untergrub. In dem Maße, wie die unangefochtene ökonomische Vormachtstellung der USA verloren ging und diese die Kosten ihrer politisch-militärischen Weltmachtposition nur noch über eine wachsende Staatsverschuldung finanzieren konnten (die Kosten des Vietnamkriegs spielten hierbei bekanntlich eine wesentliche Rolle), waren feste Wechselkurse und eine Rückbindung der westlichen Währungen an die US-Goldreserven nicht mehr aufrechtzuerhalten. Damit aber wurden zugleich die Voraussetzungen für eine ungeheure Aufblähung der Geldmenge unter aktiver Beteiligung der Regierungen und Zentralbanken sowie der internationalen Finanzorganisationen überhaupt erst geschaffen. Diese haben seit den 1970er und vor allem seit den 1980er Jahren ungeheure Mengen ungedeckter Liquidität in die Märkte gepumpt; zum einen über den direkten Weg der Staatsverschuldung, zum anderen durch eine Politik des „billigen Geldes“, die immer dann eingeschlagen wurde, wenn es an den Finanzmärkten kriselte. Eine zentrale Rolle dabei spielten die USA, die sich lange Zeit aufgrund ihrer Weltmachtstellung in ihrer eigenen Währung verschulden konnten, ohne Wechselkursverluste befürchten zu müssen, weil der Dollar als faktisches Weltgeld fungierte (eine Rolle, die derzeit infrage gestellt wird). Aber auch die anderen westlichen Staaten haben durch ihre Verschuldungs- und Geldschöpfungspolitik wesentlich dazu beigetragen, die globale Blase des fiktiven Kapitals permanent aufzupumpen, um auf diese Weise den Kriseneinbruch immer weiter aufzuschieben.

Hinzu kommt aber noch eine weitere, wichtige historische Besonderheit des langen finanzkapitalistischen Zyklus seit den 1970er Jahren. Sie besteht darin, dass er nicht nur einen Aufschub der Krise des Fordismus darstellte, sondern zugleich den gewaltigen Produktivkraftschub der dritten industriellen Revolution überlagerte. Unter den Bedingungen einer „normalen“ Überakkumulationskrise hätte sich die gewaltige Transformation der Produktion auf Grundlage der neuen Informations- und Kommunikations-

technologien, wenn überhaupt, dann erst nach einer tiefen, weltweiten Depression durchsetzen können, in deren Verlauf das ökonomische Gebäude der Nachkriegszeit in Schutt und Asche gelegt worden wäre. Die lange Streckung der Krise mithilfe des fiktiven Kapitals erlaubte es jedoch, dieses Zerstörungswerk zunächst weitgehend auf die Länder des globalen Südens und des ehemaligen Ostblocks zu begrenzen. Zwar kamen auch in den westlichen Metropolen die fordistischen Strukturen unter die Räder, doch geschah dies im Zuge eines längeren Prozesses, in dessen Verlauf der Druck auf Arbeitsbedingungen und Sozialsysteme stetig wuchs und die Produktionsstrukturen grundlegend umgewälzt wurden. Je nach Weltmarkt- und Wettbewerbsposition der verschiedenen Länder verlief dieser Prozess unterschiedlich, doch die Tendenz war überall die gleiche: Der industrielle Sektor wurde mit Hilfe mikroelektronischer Anwendungen auf durchgreifende Weise rationalisiert und nach und nach auf hyperproduktive Kerne reduziert, während man jene Teile der Produktion, deren Automatisierung sich betriebswirtschaftlich (noch) nicht „rechnete“, in Niedriglohnländer oder -sektoren auslagerte.

Da gleichzeitig der sogenannte Dienstleistungssektor zunehmend an Bedeutung gewann und einen erheblichen Teil der in der Industrie nicht mehr benötigten Arbeitskräfte aufzog, konnte es oberflächlich betrachtet so erscheinen, als habe der Kapitalismus nur eine weitere Strukturveränderung durchlaufen, die wesentlich durch die Ablösung des alten Leitsektors der Industrie durch den Sektor von Dienstleistungen und „Wissensproduktion“ und eine gleichzeitige Globalisierung der ökonomischen Beziehungen charakterisiert sei. Dementsprechend waren sich die allermeisten Beobachter und Wirtschaftsexperten darin einig, dass es dem Kapitalismus zumindest in den westlichen Metropolen weitgehend gelungen sei, die Krise der 1970er und 80er Jahre (Stichwort „Krise der Arbeitsgesellschaft“) zu überwinden, wenn auch zum Preis einer zunehmenden Prekarisierung der Lebens- und Arbeitsbedingungen für große Teile der Bevölkerung, die je nach politischer Position als unvermeidlich betrachtet oder



**testcard
#17
»Sex«**

Sex jenseits des Patriarchats – geht das?
»testcard« stellt die alte Frage nach einem
besseren Sex für eine bessere Gesellschaft neu.

Mehr als 30 Beiträge laden zur Diskussion ein,
darunter Texte über Queer Porn, Transgender-
Beziehungen, AIDS, Schönheitsdiktate, BDSM,
Homophobie im HipHop, Sex-Vermittlung in alten
»Bravo«-Heften, »Shortbus«, Migration und
Zwangsprostitution, Homosexualität im Islam ...
und natürlich jede Menge Musik- und Film-Tipps
zum Thema.

Ab sofort im Handel
288 Seiten
ISBN 978-3-931555-16-0
Mehr Infos unter:

www.testcard.de
www.ventil-verlag.de



als revidierbares Ergebnis der neoliberalen Politik angeprangert wurde. Über alle Lager hinweg erschien jedoch die Diagnose eines fundamentalen Krisenprozesses als absurd und abwegig. „Schaut doch nur, wie quicklebendig der Kapitalismus ist“, hieß es – je nach Standpunkt jubelnd, kritisch oder resigniert – unter Verweis auf die sprudelnden Gewinne gerade in den letzten Jahren.

Die aktuelle Finanzmarktkrise jedoch verweist ziemlich unmissverständlich darauf, dass diese Einschätzung grundlegend verkehrt war. Und dies nicht etwa, weil die Spekulation eine an sich tragfähige real-ökonomische Struktur zerstören würde (wie in der Hetze gegen „die Heuschrecken“ stets behauptet wird), sondern weil die Struktur, die sich in den letzten fünf- bis dreißig Jahren herausgebildet hat, noch nie eine Grundlage für einen selbsttragenden Boom der Kapitalakkumulation darstellte. Umgekehrt war sie überhaupt nur lebensfähig, weil sie permanent aus den Zuflüssen des fiktiven Kapitals alimentiert wurde (und bisher immer noch wird). Ein selbsttragender Boom würde voraussetzen, dass im Zuge eines anhaltenden Wachstums immer mehr Arbeitskräfte in der Produktion von

Waren auf dem jeweils maßgeblichen Produktivitätsniveau vernutzt werden, denn nur dadurch kann die Masse des geschöpften Werts gesteigert und der Kreislauf „Geld–Ware–mehr Geld“ beständig aufrechterhalten werden. Von der Nachfrageseite her betrachtet würde dies bedeuten, dass in jeder Periode ausreichend Arbeitseinkommen geschaffen werden, damit die in der Vorperiode produzierten Waren auch Absatz finden. Genau diese Voraussetzungen sind jedoch unter den Bedingungen der dritten industriellen Revolution nicht mehr gegeben. Die Rationalisierung auf Grundlage der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien pflügt mit einem solch ungeheuren Tempo alle Sektoren der Ökonomie quer durch alle Branchen um, dass sie aufs Ganze gesehen immer mehr Arbeitskräfte überflüssig macht, als bei gleichzeitigem Wachstum zusätzlich benötigt werden. Damit aber schneidet sich der Verwertungsprozess nicht nur permanent selbst die Nachfrage ab, auf die er doch angewiesen ist, um den produzierten Wert am Markt zu realisieren; grundsätzlich noch untergräbt er damit dauerhaft die ureigenen Grundlagen.⁶ Insofern erzeugt die mikroelektronische Produktivkraftrevolution eine Art permanenter Überakkumulationskrise, das heißt, sie bringt ständig einen Überschuss an produktiv nicht mehr verwertbarem Kapital hervor, das in die Sphäre des fiktiven Kapitals ausweichen muss, und trägt damit ganz wesentlich zum exponentiellen Wachstum der Finanzblase bei.

Krise? Welche Krise?

Gegen diese Diagnose wird nun häufig eingewandt, es seien doch in den letzten Jahrzehnten Abermillionen von zusätzlichen Arbeitsplätzen in den ehemals peripheren Ländern, vor allem in Ost- und Südostasien entstanden und somit sei die Basis der Wertproduktion gewachsen und nicht etwa geschrumpft. Doch dieses Argument übersieht zwei grundlegende Dinge. Erstens wird die große Masse der industriellen Arbeit in den betreffenden Ländern auf sehr niedrigem Produktivitätsniveau geleistet und stellt daher, gemessen am Standard der automatisierten und durchrationalisierten Weltmarktfabriken, nur einen sehr geringen Wertanteil dar. Denn vom Standpunkt der Wertproduktion zählt ja nicht die bloße Anzahl der geleisteten Stunden, vielmehr wird der Wertanteil einer Ware durch das jeweils gesellschaftlich gültige Produktivitätsni-

veau definiert.⁷ Und da dieses in den Kernsegmenten der Weltmarktproduktion permanent ansteigt, wird die unterproduktive Arbeit in den ausgelagerten Produktionsabschnitten ebenso permanent in ihrem Wert herabgedrückt. Deshalb ist die Auslagerung unter betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten auch nur rentabel, solange sie zu immer niedrigeren Löhnen und immer miserableren Arbeitsbedingungen geleistet wird.⁸ Und das wiederum ist der Grund dafür, weshalb der gegenwärtige Rationalisierungsschub nicht zu einer allgemeinen Reduktion der Arbeitszeit und einem guten Leben für alle führt (ja noch nicht einmal Spielräume für eine relative Verbesserung der Lebensbedingungen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft eröffnet), sondern zu massenhafter sozialer Verelendung und Depravierung.

Zweitens aber ist der Boom in China, Indien und den anderen „Schwellenländern“ selber alles andere als selbsttragend, sondern seinerseits vollkommen abhängig von der kreditären und spekulativen Geldschöpfung an den transnationalen Finanzmärkten. Bekanntlich ist die komplette wirtschaftliche Struktur in diesen Ländern auf den massenhaften Export vor allem in die USA und die EU ausgerichtet, die ihre Einfuhren wiederum zu einem erheblichen Teil über Zuflüsse von Spekulations- und Kreditkapital finanzieren. Paradigmatisch dafür steht der pazifische Defizitkreislauf zwischen den USA und Ostasien, der seit den Zeiten der Reagan-Regierung zu dem zentralen Antriebsmotor der weltwirtschaftlichen Konjunktur geworden ist. Sein Funktionsmechanismus ist im Grunde sehr simpel: Das stetig wachsende Handelsdefizit wird durch einen ebenso stetig wachsenden Import von Finanzkapital gedeckt, das zum Teil über den direkten Weg kreditfinanzierter Staatsausgaben („Zwillingsdefizit“), zum Teil über den Umweg des privaten Finanzsystems wieder in den Konsumkreislauf eingeschleust wird. Da aber die Geldzuflüsse zu einem erheblichen Teil aus den asiatischen Ländern stammen (zunächst überwiegend Japan, nun in wachsendem Maße China), die ihre Verkaufserlöse im Finanzsektor der USA anlegen bzw. Devisenreserven in US-Dollar aufbauen, finanzieren diese also ihre Exporte selbst. In der Reagan-Ära war es zunächst die gigantische Staatsverschuldung, die als Konsummotor fungierte, zunehmend kam dann die Aktien- und Wertpapierspekulation hinzu – in der Zeit der sogenannten „New Economy“ etwa finanzierten

nicht wenige Privatanleger einen Teil ihres Konsums aus den gigantischen Kurssteigerungen am „Neuen Markt“. Und in den letzten Jahren verlagerte sich der Schwerpunkt schließlich hin zur Immobilienspekulation.

Allerdings funktioniert dieser Kreislauf nur, solange der US-Dollar das nötige Vertrauen genießt und dadurch immer wieder frisches Finanzkapital zufließt, um das Dauerdefizit zu finanzieren. Es zeichnet die aktuelle Finanzmarktkrise aus, dass dieses Vertrauen in zunehmendem Maße bröckelt (worauf der abstürzende Dollarkurs verweist). Sollte es der US-Regierung und der Fed nicht gelingen, diesen Trend umzukehren, käme der pazifische Defizitkreislauf zum Erliegen, und das hätte für die Weltwirtschaft ungefähr die gleiche Bedeutung wie das mögliche Versiegen des Golfstroms für das Weltklima. Freilich ist es billiger Antiamerikanismus, wenn sich angesichts dieses Bedrohungsszenarios nun in Europa immer mehr Stimmen erheben, die mit moralischer Entrüstung die USA anklagen, sie hätten „auf Kosten der übrigen Welt gelebt“, indem sie ihren „unproduktiven Konsum“ per Kredit finanzierten⁹ und würden jetzt auch noch die Weltwirtschaft in die Krise stürzen. Einmal mehr wird hier die ideologische Spaltung in „parasitäres“ Kreditkapital und ehrliches Produktivkapital reproduziert – antiamerikanische Ideologiemuster weisen zumindest in Europa immer schon eine gefährliche Nähe zu antisemitischen Konstrukten auf – und obendrein der reale Zusammenhang völlig auf den Kopf gestellt. Denn zum einen haben auch die europäischen Länder in starkem Maße von der kreditfinanzierten Nachfrage aus den USA profitiert; insbesondere die deutsche Industrie läge ohne die gewaltigen Exporte über den Atlantik längst am Boden. Zum anderen ist die Staatsverschuldung in Europa gemessen am BIP der in den USA durchaus ebenbürtig und die Spekulation ist auch nicht von schlechten Eltern; in den letzten Jahren etwa gab es vor allem in Südeuropa einen gewaltigen spekulativen Boom an den Immobilienmärkten, der gerade ebenfalls in sich zusammenfällt. Und schließlich hängt ohnehin aufs Ganze gesehen die gesamte kapitalistische Weltwirtschaft am Tropf des fiktiven Kapitals, weil sie realökonomisch nicht mehr tragfähig ist.

Es ist deshalb vollkommen absurd, wenn die Kommentatoren in allen Zeitungen von links bis rechts heute etwa der US-Zentralbank vorwerfen, sie habe die

Immobilienpekulation durch ihre extreme Niedrig-Zinspolitik angeheizt und sei deshalb verantwortlich für die derzeitige Finanzmarktkrise. Was die Fed nach dem Crash der New Economy getan hat, war, schlicht zu verhindern, dass schon damals die große Finanzmarktlawine abging. Sie hat also den Kriseneinbruch noch einmal um sieben bis acht Jahre aufgeschoben und damit u.a. den berühmten Aufschwung ermöglicht, den heute alle Politiker für sich reklamieren. Wenn man also in diesem Zusammenhang überhaupt moralische Kategorien bemühen wollte, müsste man der Fed und der US-Regierung dankbar dafür sein, dass sie durch ihre expansive Geldpolitik der Weltwirtschaft noch einmal eine ordentliche Atempause verschafft haben. Aber Dankbarkeit ist hier genauso unangebracht wie moralische Anklage. Es geht vielmehr zunächst einmal darum, zu begreifen, dass die Krise an den Finanzmärkten ihre Ursachen nicht in der Spekulation hat, sondern in einer viel grundsätzlicheren Strukturkrise der kapitalistischen Reproduktion. Diese Einsicht aber hat sehr weitreichende Auswirkungen für die sozialen Auseinandersetzungen der näheren Zukunft.

Der 2. Teil erscheint in der nächsten Nummer.

Anmerkungen

- 1 www.labournet.de/diskussion/gewerkschaft/real/insekten_wipo.pdf
- 2 Zur einleitend genannten ver.di-Broschüre „Finanzkapitalismus – Geldgier in Reinkultur“ vgl. Lothar Galow-Bergemann: Gegen Börsenungeziefer (Streifzüge 42/2008) sowie die Kritik der Finanzkapital AG bei ver.di Stuttgart (www.labournet.de/diskussion/gewerkschaft/real/insekten.html).
- 3 Vgl. etwa meinen Artikel: Entsorgung nach Art des Hauses, in: Streifzüge 32/2004 (www.streifzuege.org/texte_str/str_04-32_trenkle_entsorgung.html).
- 4 Vgl. etwa die zum Teil sehr guten Analysen in: Elmar Altvater, Volkhard Brandes, Jochen Reiche (Hrsg.): Handbuch 4. Inflation – Akkumulation – Krise II, Frankfurt/M. 1976.
- 5 Eine groteske Zuspitzung der Vorstellung, die Aufhebung der Goldbindung sei eine willkürliche Entscheidung gewesen, findet sich bei Jürgen Elsässer: „1971 verkündigte US-Präsident Richard Nixon in einer Nacht- und Nebelaktion das Ende der Goldumtauschpflicht für den Dollar. Seither zersetzt sich die ökonomische Grundlage des Kapitalismus sukzessive“, in: Solidarität – Sozialistische Zeitung, Nr. 57, 4.5.2007.

- 6 Aus der volkswirtschaftlichen Statistik ist bekannt, dass heute sehr viel höhere Wachstumsraten des BIP benötigt werden, um zusätzliche Arbeitsplätze zu schaffen, als noch in den 1970er Jahren. Allerdings gibt die statistische Gesamtbetrachtung ein noch sehr geschöntes Bild wieder, weil sie einfach alle Arbeitsplätze addiert, ohne danach zu fragen, ob diese nun zur Wertproduktion beitragen oder nicht (diese Fragestellung schließt die VWL ja schon von vornherein aus). Für die Mehrheit der Dienstleistungen sowie für die „Wissensproduktion“ muss das jedoch verneint werden (vgl. dazu die Artikel von Samol, Lohoff und Meretz in *krisis* 31). Insofern kann das Wachstum des tertiären Sektors den säkularen Trend des Abschmelzens der Arbeits- und Wertschöpfung nicht kompensieren.
- 7 Es sei daran erinnert, dass Marx auf diesen Zusammenhang bereits im ersten Kapitel des Kapitals hinweist: „Es könnte scheinen, dass, wenn der Wert einer Ware durch das während ihrer Produktion verausgabte Arbeitsquantum bestimmt ist, je fauler oder ungeschickter ein Mann, desto wertvoller seine Ware, weil er desto mehr Zeit zu ihrer Verfertigung braucht. Die Arbeit jedoch, welche die Substanz der Werte bildet, ist gleiche menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft. Die gesamte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werten der Warenwelt darstellt, gilt hier als ein und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. ... Nach der Einführung des Dampfwebstuhls in England z.B. genügte vielleicht halb so viel Arbeit als vorher, um ein gegebenes Quantum Garn in Gewebe zu verwandeln. Der englische Handweber brauchte zu dieser Verwandlung in der Tat nach wie vor dieselbe Arbeitszeit, aber das Produkt seiner individuellen Arbeitsstunde stellte jetzt nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar und fiel daher auf die Hälfte seines frühern Werts“ (MEW 23, S. 53).
- 8 Vgl. dazu Norbert Trenkle: Es rettet euch kein Billiglohn, in: Kurz, Lohoff, Trenkle (Hrsg.): Feierabend! Elf Attacken gegen die Arbeit, Hamburg 1999.
- 9 So schreibt etwa Elmar Altvater: „Die US-Bürger können sich einen hohen Konsumstandard, also den ‚American way of life‘ leisten, obwohl sie hoch verschuldet sind ... Voraussetzung dafür allerdings ist erstens eine hohe Sparquote in anderen Weltregionen, die es den USA und ihren Bürgern erlaubt, über die Stränge zu schlagen. Zweitens müssen die Finanzmärkte so funktionieren, dass die Ersparnisse der Welt in die USA geschleust werden“ (Elmar Altvater: Das Ende des Kapitalismus – so wie wir ihn kennen, Münster 2005, S. 135).

Rausch ohne Rechnung!

FUßBALL, ÖKONOMIE, PÄDAGOGIK UND BEGEISTERUNG

von Martin Scheuringer

Abrupt löst sich jene beim Mitfiebern entstandene Anspannung meines Körpers, als endlich „unser“ Stürmer das Führungstor erzielt. In der 85. Minute! Doch kaum zwei Sekunden vergehen, und sie packt mich wieder und zwingt mich, voller Konzentration meine Sinne auf das Geschehen im TV-Gerät zu bündeln, sodass ich nur mehr ein Beobachten und ein Mitgehen im Geschehen bin. Jedes Ereignis führt zu einer unmittelbaren Reaktion, deren bewusstes Kontrollieren sich mir entzieht, jeder bloße Versuch würde mich überfordern. Den Genuss würde er mir verderben, den das Einsaugen des Spiels mir bereitet. Ich will voll und ganz im Geschehen stehen, nicht aber eine reflexive Position außerhalb des Banns einnehmen. Als sich schließlich der optische und akustische Eindruck des Schlusspiffes ohne mein bewusstes Zutun in innerlichen Jubels und ein äußerlich

sichtbares Grinsen verwandelt, bewegt sich meine Hand in die Höhe, die Finger ballen sich zur Faust des Siegers.

Nun, da ich diese Zeilen schreibe, bin ich ein anderer geworden. Das reflektierende Ich hat sich zu Wort gemeldet, es war schon, während ich den ersten Absatz tippte, im Einsatz. Es organisiert Nachbetrachtungen für das Gedächtnis, indem es eine Differenz zwischen mir und dem Ausgangspunkt des Erlebens aufbaut. Zurückgezogen in das eigene Denken betrachte ich das vergangene seelisch, akustisch und optisch Erlebte, das jetzt als Erinnerung nur mehr Inhalt meines Bewusstseins ist. Als Reflektierender setze ich eine unüberwindbare Grenze zwischen meine reflexiven Denkinhalte und jene vergangenen Ereignisse – ich nenne Erstere Bewusstsein und Zweitere Welt. Im angespannten Mitfiebern waren sie eine Einheit. Eine kategorische Trennung ist in

einem genießenden Ich-Zustand nicht durchführbar; würde ich sie vollziehen wollen, so führte sie mich sofort in das reflektierende Ich, und damit aus dem lustvollen Bann hinaus. Für mich als ein in der Moderne lebendes Ich hat durch den hohen sozialen Status der Vernünftigkeit das reflexive Denken eine verführerische Kraft, die mir vorgaukelt, diese von mir gesetzte kategorische Differenz zwischen Bewusstsein und Welt sei eine nicht durch mich erstellte ontologische Differenz.

Doch genau diese Kluft zwischen mir und der Welt ist während der Wahrnehmung des Siegestores nicht da. Sinneseindruck und ich sind unmittelbar verbunden, genauso wie der Jubel ohne Dazwischentreten einer freien Entscheidung aus mir emporsteigt. In diesen Momenten bin ich schon entschieden und erlebe dies als befreiend.

Solche von der schweren Last des reflexiven Denkens erleichterte Momente, durfte ich während des Spieles mehrmals erleben, als mein theoretisierendes, durch Beobachtungen Differenzen aufbauendes Ich pausierte und ich voller Leidenschaft das Geschehen in mich aufzog. Als der Mittelfeldregisseur mit einem genialen Pass den Stürmer in den leeren Raum schickt und dieser beinahe unbedrängt auf das Tor läuft, oder als die gegnerische Mannschaft ein wunderbares Kombinationsspiel über mehrere Stationen aufzieht und sich gefährlich unserem Tor nähert: da stiegen unmittelbar gemischte Gefühle in mir auf: Freude an der Schönheit dieses Spielzuges und Angst vor einem Gegentreffer. Ich habe mich jedoch nie selbst bestimmt, diese Gefühle jetzt haben zu wollen. Ich war draußen beim Objekt oder das Objekt bei mir herinnen, das reflexive Ich war nicht da, es kommt erst jetzt in Gang, da ich darüber schreibe. Jetzt trenne ich Objekt und Subjekt, Vergangenheit und Gegenwart.

Begeistertes Zuschauen beim Fußball ist natürlich weder die verbreitetste noch eine privilegierte Möglichkeit, sich seinem sinnlichen Ich anzunähern. Sex ist hierfür noch immer die den meisten Menschen geläufigste Gelegenheit. Aber auch noch in der sublimen Form hoher Kunst erlebt der Meister seine Sinnlichkeit, wie z.B. Stefan Zweig von Auguste Rodin berichtet:

2000 Zeichen

abwärts

Deutsche und Bergdeutsche

Wenn diese Zeitung erscheint, wird das Match zwischen Österreich und Deutschland schon gelaufen sein. Derlei Spiele haben es schon in sich. Das 3:2 gegen Deutschland bei der WM 1978 war für Österreich nicht nur die Rache für die Schlacht von Königgrätz, Cordoba war ganz mitentscheidend für die Herausbildung der österreichischen Nation. Österreich hat Deutschland in Argentinien geschlagen. Unser Volksheld Hans Krankl hat die Deutschen mit zwei Toren regelrecht zertrümmert. „I wea narrisch“, schrie der legendäre Sportreporter Edi Finger senior ins Mikrofon. Das war nicht weniger als der letzte Inaugurationschrei einer noch jungen Nation. Dann war die Nation fertig, fix war sie sowieso.

Wenn Österreicher ein Match der Deutschen anschauen, sind sie alles andere als unparteiisch. Mitnichten, sie sind geradezu fixiert auf den großen Nachbarn. Idealtypisch treten dann im Publikum immer die Großdeutschen

gegen die Piefkefresser an. Im Falle eines Tors zücken beide das Banner, entweder das germanische oder das des jeweiligen Gegners.

Dem Spiel mit den Deutschen fieberte man hier schon auf ganz eigene Weise entgegen: „Deutsche! Wir sind auch im Bett besser“, schlagzeilte die Gratisgazette *Heute* am 14. Mai. Dieser heimtückische Provokativ, eine Mischung aus Minderwertigkeitsgefühl und Allmachtpotenz liest sich des Weiteren so: „Deutsche, wir mögen auf dem Rasen nicht unbedingt die Angstgegner sein, doch in Sachen Sex sind wir auf dem besten Weg zum Meister!“ Da der regierende Weltmeister Italien diese Statistik anführt und der regierende Europameister Griechenland am zweiten Platz folgt, ist an der Stichhaltigkeit und Seriosität dieser Argumentation sowieso nicht zu zweifeln. Im Ranking liegen die Österreicher am dritten Rang, die Deutschen nur am neunten. Wie der Begriff Bergdeutsche richtig sagt, kommen die Österreicher weit öfter zum Gipfel als ihre Nachbarn. F.S.

„Große Augenblicke sind immer jenseits der Zeit. Rodin war so vertieft, so versunken in seine Arbeit, dass kein Donner ihn erweckte. Immer härter, fast zorniger wurden seine Bewegungen; eine Art Wildheit oder Trunkenheit war über ihn gekommen, er arbeitete rascher und rascher. Dann wurden die Hände zögernder, sie erschienen erkannt zu haben: es gab für sie nichts mehr zu tun. (...) In dieser Stunde hatte ich das ewige Geheimnis aller großen Kunst, ja eigentlich jeder irdischen Leistung aufgetan gesehen: Konzentration, die Zusammenfassung aller Kräfte, aller Sinne, das Außer-sich-Sein, das Außer-der-Welt-Sein jedes Künstlers.“

Erlebe ich mich als ein sinnliches Ich, so verlasse ich in doppelter Hinsicht die Sphäre der Reflexion. Weder bin ich dann im Bewusstsein noch in der Welt, sondern ich bin in deren Vermittlung wirklich, dort wo beides jenseits von Raum und Zeit vereint ist. Dort, wo die philosophische Theorie seit Anbeginn versucht hat Fuß zu fassen und es ihr doch noch nicht gelungen ist. Wird die Reflexion dort etwas fassen können?

Theoretische Vermittlung

Der Satz „Der Elfer-Pfiff des Schiedsrichters war eine bodenlose Frechheit“ wird durch die Reflexion zu einer Empörung, die ein Subjekt zuvor erlitten hat. Sie trennt Empörung vom Pfiff, verbannt das eine in das Bewusstsein und lokalisiert das andere in der Welt, definiert eines als objektiven Reiz und das andere als subjektive Reaktion.

So weit, so theoretisch klar: Durch diese Weltentrennung kommt die Theorie in Argumentationsnotstand, wenn es um das Problem der Aktivierung einer Handlung geht – und das meint hier jegliche Aktivität, sprich: von der Bewegung der Hand über Erkenntnis bis zum Denken.

Die Handlungstheorie behauptet, jeglichem *actus humanus* gehe eine Entscheidung, ein Akt des Willens voraus – noch eine Kategorie von Aktivität! Nur indem dieser einen möglichen Handlungsgrund zu einem wirklichen erklärt, führt der Mensch eine Handlung aus. Dabei bleibt für die Theorie aber genau der deklarierende Akt wieder uneinholbar praktisch – da kann die Philosophie noch so praktisch werden – und als solcher unerkennbar vorausgesetzt. Denn jeder Akt erscheint in der Theorie schon seiner praktischen Wirklichkeit entkleidet. Theorie kann nur operieren, indem sie in alles Fließende statische Differenzen einbaut,

Konstantinopel brennt

Normalerweise dürfen sie das gar nicht. Hierzulande verbietet irgendein Gesetz, dass die Leute mit Fähnchen, rot-weiß-rot, ev. noch den Bundesgeier mittendrin, durch die Gegend fahren. Dank der Kronenzeitung hat der Innenminister zum Wohl des Patriotismus das Gesetz für die Dauer der EM sistiert. Darf er das eigentlich? Können tut er's jedenfalls, und wir dürfen dann. Irgendwie schauen die so drapierten Autos wie Staatskarossen aus. Dass drinnen Leute sitzen, deren Hirn von der Nation akut vernebelt ist, macht jedenfalls nicht den Unterschied.

Ich habe ja lange gedacht, es ist besser, wir haben eine österreichische Nation statt einer deutschen, weil von Germanien Abstand zu halten, eine gute Sache wäre und Österreich allein zumindest weniger anstellen könnte, als wenn es mit Großdeutschland marschiert. Seit aber das einst so strammdeutsche Haidervolk „Österreich zuerst“ begehrt und jeder Xenophobe und Rassist hierzulande seine Men-

ohne die sie blind ist. Nicht einmal das Denken selbst kann sich denkend durchleuchten: Der Denk-Akt kommt seinem Resultat immer zuvor und ist von anderer Wirklichkeit als sein Inhalt. Jeder Denktakt ist praktisch, jegliche Theorie hingegen ist Resultat einer Praxis: Sie kann nicht theoretisch erfasst, nur praktisch vollzogen werden.

Auf der zeitlichen Ebene betrachtet ist klar: Denken ist Nach-Denken. Es hat als seine Gegenstände die Dinge in ihrer theoretischen Aktualisierung, nicht in ihrer praktisch-wirklichen Gestalt. Nicht die wirkliche Wahrnehmung ist sein Inhalt, sondern die vermittels des Gedächtnisses reproduzierte theoretische Inhaltlichkeit, die mit Bildern und Begriffen operiert, die Fülle der sinnlichen Gewissheit aber nicht wiedergeben kann. Ein Zu-spät Kommen ist Bedingung seiner Möglichkeit, mich beim Erinnern zu unterstützen. Der von Hegel beobachtete Baum ist jeweils ein anderer: Einmal als unmittelbar Gesehenes, dann aber als theoretisch vermittelter Inhalt im Gedächtnis, der durch diese Wandlung offen ist für Negation. Um es in einen Satz zu sagen: Der Theorie ist eine absolute Grenze gesetzt. Sie ist

schenfeindschaft bei Bedarf mit rot-weiß-roten Rändern druckt, reicht mir, was das „Land der Berge“ als Nation so drauf hat.

Man sagt mir, es sei besser, sie fighten auf dem Spielfeld und brüllen im Stadion für die Nation als mit dem Gewehr in der Hand auf den Straßen und sonstigen Feldern der Ehre. Mir scheint, das eine ist eher eine Vorübung für das andere. Es muss ja auch im „Ernstfall“ nicht jeder schießen. Die Zähne flutschen, brüllen, mitleiden, jubeln, wenigstens die Daumen drücken ist auch gefragt. Wie im Stadion.

Ich habe mir die Laufgitter für die Fans auf der Wiener Ringstraße angesehen, mit denen sie von den Parks und Prunkgebäuden ferngehalten werden sollen. So hält man wilde Tiere. Ob die Veranstalter wissen, dass ausgerastete Fans schon in alten Zeiten Konstantinopel zweimal niedergebrannt haben? Auf meine alten Tage bin ich dahin gekommen, dass ich Sieg und Niederlage hasse. Dass wir ohne so etwas nicht spielen können, sagt fast alles über unsere Art Zusammenleben.

L. G.

daher nicht das Mittel, das unsere Praxis absolut leiten kann.

Vernunft in der Warenwelt

Warum lehrt die Pädagogik vehement genau diese Maximen: Zuerst denken, dann handeln! Zweifle bei allem, was du tust, ob es richtig ist! Sei Mensch indem du dich vergeistigst! Lass' das Animalische hinter dir, bezwinde diesen Teil deiner Wirklichkeit!

Viel zu selten darf ich den Theoretiker in mir so wie beim Fußballschauen ignorieren, viel zu selten darf ich meine Praxis so organisieren, dass sie ein unmittelbares Aufgehen in der Sinnlichkeit bietet. Wenn ich solche Momente erleben will, dann geht dies nur in der Freizeit. In Arbeit und Konsum – also in der aufgeklärten Sphäre, ist das rationale vergeistigte Ideal von mir verlangt.

Viel zu oft muss ich beim Gebrauch oder Ansehen eines Gegenstandes Gründe abwägen und eine Entscheidung für oder gegen ihn treffen. Bevor ich einem Fußballspiel beiwohne, muss ich überlegen in welcher Preiskategorie ich sitzen möchte, wie viel mir dieses Vergnügen wert sein

2000 Zeichen

abwärts

soll. Ein Problem so selbstverständlich wie störend, nötigt es mich doch zu einer Reihe von Denkopoperationen, auch wenn diese ganz ohne Anstrengung ablaufen, ich das mache ohne zu wissen, wie viel ich da denke. Dabei nehme ich Eintauchen in die Welt der Objekte – den Genuss – theoretisch vorweg, ich bewerte und entscheide schließlich an Hand des Wertquantums, ob ich mir das Spiel ansehe oder nicht. Ich handle wahrhaft aufgeklärt.

Weil da so viel mit so großer Selbstverständlichkeit gedacht wird, liste ich die Operationen vor dem Besuch eines Spiels noch mal der Reihe nach auf: theoretische Vorstellung des potentiellen Genusses; Verwandlung dieses Bildes in einen ökonomischen Tausch-Wert; Berechnung seines Preises, der von einer tendenziell unendlich großen Zahl von Variablen abhängt; Vergleich des subjektiven Preises mit dem Marktpreis; Berechnung, ob die Differenz gerechtfertigt bzw. leistbar ist; Entschluss für oder gegen den Kauf einer Eintrittskarte. Während des ganzen Spiels nagt der Zweifel, ob es das wert war. Nach dem Spiel, wird in Abhängigkeit vom Erlebten noch einmal quantifiziert und endgültig entschieden, ob sich der Besuch ausgezahlt hat oder nicht.

All diese Denkopoperationen haben sich zwischen mich und das Objekt der Begierde geworfen, sie haben sich mir aufgedrängt, ohne ihnen zu genügen, gibt es keinen Genuss. Dort, wo wir gerecht tauschen, müssen wir so viel und genau in dieser Art kalkulieren. Die Wirklichkeit ist durch diese komplexen Denkleistungen um eine Ebene reicher geworden: Alle Dinge sind auf drei Ebenen im Sein – als

empirische Wirklichkeit, als deren Abbildung im Bewusstsein (wir sind gerade Theoretiker, wohlgemerkt) und als Preis in der ökonomischen Welt, was hier ungeheuerliche praktische Relevanz hat.

Ökonomisierung des Fußballs

Um den Status des Fußballs beurteilen zu können, kommen wir nicht umhin, ihn durch die Brille der Ökonomen, die ja auf der dritten Ebene ihren Standpunkt bezogen haben, zu betrachten. Fußball ist alltägliches Geschäft, große Clubs agieren mit viel Kapital. Real Madrid – der reichste Club – nahm im Jahr 2007 351 Millionen Euro ein, davon blieben 44 Millionen Euro als Gewinn übrig (wikipedia).

Groß wird das Geschäft durch die Masse der zahlenden Kunden: In Deutschland sahen in der vergangenen Saison im Durchschnitt 38.874 Menschen ein Spiel der Bundesliga live im Stadion – dies ist der höchste europäische Wert (www.transfermarkt.de). Addiert man die vielen Menschen vor den TV-Geräten hinzu, so ergibt sich eine Summe von Aufmerksamkeit verschiedenster Zielgruppen, die vom Marketing unbedingt umworben sein wollen. Jeglicher Freiraum ist daher mit einem Werbeplakat zugepflastert, jede freie Minute mit einem Spot gefüllt. Auf Grund des großen Aufmerksamkeitsquantums sind dafür recht hübsche Summen an die Vereine zu bezahlen, die wiederum die Sponsoren mit der Vergabe von Luxuslogen in die Stadien locken, um den Vertragsabschluss zu versüßen.

Berühmt wurden diese Logen wegen ihrer zündenden Atmosphäre, die sie vor allem vor und nach dem Spiel, nicht aber währenddessen verbreiten. „Das ist doch populistische Scheiße. Für die Scheißstimmung seid ihr doch zuständig und nicht wir. Was glaubt ihr eigentlich, was wir das ganze Jahr machen, um euch für sieben Euro ins Stadion zu lassen. Euch finanzieren die Leute in der Loge. Was glaubt ihr eigentlich, wer ihr seid? Es kann doch nicht sein, dass wir dafür kritisiert werden, dass wir uns seit vielen Jahren den Arsch aufgerissen haben, um dieses Stadion hinzustellen. Wir sollen die Champions League gewinnen, aber kosten darf es nix – oder wie? Das ist das Problem in diesem Land“, sagt Ulrich Hoeness, Manager des FC Bayern. Er würde ja gerne mehr Stimmung haben, d.h. mehr Fans und weniger Mäzene in den Stadien, aber die ökonomische Realität kann selbst der Chef nicht ausschalten (<http://diepresse.com/home/sport/fussball/343088/index.do>).

Red Bull ist der Konzern, der am offensichtlichsten Marketing durch Fußball betreibt. Statt sich Raum in den Medien für Anzeigen zu kaufen oder schlicht Sponsor eines Vereins zu sein, kreierte er einen Verein und ist somit im viel gelebten Sportteil ständig mit erhöhter Quantität präsent. Ob der Club erfolgreich spielt oder nicht, ist aus der Marketing-Perspektive beim jetzigen Stand der Dinge egal, denn gerade weil Didi Mateschitz so viel Geld investiert, wird über jede Niederlage genauso gern berichtet wie über jeden Sieg.

Vereinsfußball ist der alltägliche ökonomische Kuchen, dem durch Großereignisse ein Sahnehäubchen aufgesetzt werden soll. So geschehen bei der WM 2006 in Deutschland: Professor Markus Voeth berechnet folgende Wirkungen: Deutsche über 14 Jahre haben im Schnitt 66,07 Euro mehr bei der WM ausgegeben als sonst. In Summe wurden so 4,7 Milliarden Euro zusätzlich in den Wirtschaftskreislauf gepumpt. Dies kurbelte vor allem die Produktion von Getränken und die Dienstleistungen der Gastronomie (45%) an und verschaffte der Elektroindustrie (9%), der Kleidungs- und Sportartikelindustrie (18%) und den Reiseanbietern (12%) enorme Mehreinnahmen. Diese revanchierten sich schon im Vorhinein mit eifrigem Sponsoring (www.wm-studie.de).

Am nachhaltigsten aber, so sagt man, profitiert der Tourismus von solchen Großereignissen, denn ständig sind die Bilder der austragenden Orte in den Medien.

Diese Effekte sollen auch bei der EURO 2008 erzielt werden, da soll Wien in seiner schönsten Pracht gezeigt werden, und es wundert nicht, dass die Fanmeile am Rathausplatz sein wird, auch wenn dies bei Sicherheitsexperten ein ganz mulmiges Gefühl auslöst.

Unterhaltung und das Tier in mir

Die am höchsten bewerteten Fußballer sind den Regeln des Unterhaltungsbusiness folgend Stars. Die TV-Wahrnehmung schaut auf diese Einzelspieler, auf ihre Tribblings, auf Ballannahme, Gestik und vor allem auf ihre Mimik. Die Kamera will genau das zeigen, was sich auch in mir beim Zusehen abspielen soll. Jene unmittelbaren Reaktionen auf das Geschehen, die beim Akteur freilich viel ausgeprägter sind, liefert sie in Zeitlupe und close-up. Das innere Geschehen wird Zentrum der Aufmerksamkeit. Fuß-

Das neue rundschreiben 01|08

Exklusiv:

Toni Negri –

**„Achtundsechzig:
der Pfeil, der auf die Zukunft
gerichtet wurde“**

Kostenlos bestellen bei

m)

medico international

Tel. (069) 944 38-0
www.medico.de

1968 › 2008 ›

HILFE IM HANDGEMENGE

ball soll nicht bloß Leistungssport zu Showzwecken sein, sondern vor allem Emotion transportieren. Leidenschaft der Spieler, Konzentration aller Sinne auf den Moment hin, Aufgehen im Spiel als dem hier und jetzt einzig Wahren und die daraus resultierenden heftigen Gefühlsregungen der Spieler, das sind jene Bilder, die gesendet werden.

Dies sind genau jene sinnlichen Momente, die mir die Aufklärung und vorher schon das Christentum madig machen wollten. Sie kommen durch das Nadelöhr der Kulturindustrie als serielle Aufreizung zu mir retour, jedoch zu dem rein ökonomischen Zweck, aus unserer eben auch animalischen *conditio humana* Kapital zu schlagen. Ständig werden wir aufgefordert, Lust haben zu wollen, denn nur so kann die Kulturindustrie ihr Geld verdienen. Und ständig fordert uns die Pädagogik auf, rational zu entscheiden, denn nur so bricht der Kapitalismus nicht an einer fulminanten Schuldenkrise einerseits, an dem unbändigen Willen, nicht mehr arbeiten zu wollen, andererseits, zusammen.

Moderne Pädagogik und Kulturindustrie sind für den Kapitalismus eine funktionale Einheit.

„People often ask me what it is that makes Manchester United so special. When I played for the club Sir Matt Busby always used to say that the lad who works on the factory shop floor, but finds it boring, wants excitement in his free time... that when he goes to football at the weekend he wants excitement. He therefore used to tell us that we therefore had a responsibility to entertain. It is a philosophy that has continued right through until today and that has made the club popular the world over“ (Bobby Charlton).

Mein Leben in der Arbeit ist geprägt vom Umgang mit Kunden, der in aller Rationalität abzulaufen hat. Wäre ich ein Blumenverkäufer, der seine Blumen aus lauter Freude an deren Schönheit jeden Tag bloß betrachten würde, müsste ich mein Geschäft wohl bald zusperren. Je rationalisierter ich agiere, je mehr kalkulatorische Denkleistung ich erbringe, desto eher habe ich einen Konkurrenzvorteil. Hier herrscht Nüchternheit, nicht rauschartiges Aufgehen an der Schönheit der Dinge.

Eben, weil ich keinen sinnlichen Bezug zu den Dingen habe, die ich herstelle oder verkaufe, kann ich so rational an die Sachen herangehen. Diese Nüchternheit ist aber nicht nur in der Arbeit,

sondern auch im Konsum geboten, denn würde sich der Käufer ganz irrational ins Kaufhaus stürzen und kaufen, worauf ihm Lust gemacht wird, so steckte er schneller in der Schuldenfalle, als er aus dem Kaufrausch erwachte.

Übertreibung

Wozu dann aber die Werbung, die uns doch ausgerechnet mit „let's go narrisch“ zur EURO lockt? – Sie verspricht den wunderbaren animalischen Genuss: das Eintauchen in das Objekt, die Ausschaltung der nervenden Rationalität. Freilich, die Kreativabteilungen überdrehen jede kleine Befriedigung zum multiplen Aufgeilen für unser abgestumpfte Sehen, Hören und Spüren. Wir sollen zum Außer-uns-Sein, zum Außer-der-Welt-Sein verleitet werden – traurigerweise in einer Welt, in der einem genau das teuer zu stehen kommen kann.

„Da ist die Wirtschaft, da geht es relativ sachlich zu. Dann kommt die Politik, da wird es emotionaler, aber es bleibt halbwegs sachlich. In der Kultur wird es teilweise irrational. Im Fußball gelten all diese Kriterien nicht, da wird es ganz extrem“, sagt ÖFB-Präsident Sticker im *Standard* (21.1.2008). Welch ein „herr-

lich“ „konkretes“ Ziel ist ein Tor, im Vergleich zu den 15% Umsatzplus, die im diesjährigen Geschäftsjahr Plansoll sind? Diese abstrakten Ziele bestimmen einen Großteil unserer Lebenszeit: Arbeit und Konsum sind dieser Zahlenwelt einge-meindet. All dies ruft ein ungeheures Bedürfnis nach Sinnlichkeit und Leidenschaft hervor, auf die wieder das Marketing aufspringt.

Und so wird perverserweise das durch die Arbeitswelt erzeugte Bedürfnis durch die in der Arbeitswelt erzeugten Produkte befriedigt: eine absurde Trennung, mit der wir unser Geld verdienen.

Beim Mitfiebern mit der Nationalmannschaft werde ich alles vergessen und genießen. Ich werde begeistert sein und ohne Rücksicht auf ökonomische Verluste konsumieren. Ich werde mich betauschen lassen und vergessen, dass ich arbeiten muss und (daher) den Dingen ein lästiger Tauschwert anhaftet, an dem wir unser Handeln rationalisieren und orientieren sollten. Ich werde aus der Kreatur des *homo oeconomicus* heraus-schlüpfen. Ich werde auf den Kalkulator in mir pfeifen und Momente des Glücks verspüren.

Wie schön wäre es, würde nach dem Rausch keine Rechnung kommen.



Skandal als Skandalisierung

SCHRÄGSTELLUNGEN ZUR ANATOMIE GESELLSCHAFTLICHER AFFÄREN

von Franz Schandl

„Die Skandalrepublik Österreich gibt es nicht mehr, das ist endgültig vorbei.“

(Alfred Wörm (2000), zit. nach: Medien und Zeit, 1/2008, S. 44)

Es ist ein echter Nestroy. Auch wenn fast alle meinen, dass er zu diesem Zeitpunkt schon hinüber gewesen sei, schrieb Johann Nepomuk Nestroy im Herbst 1862 an einer neuen Posse mit dem schlichten Titel: „Die Bank“ oder: „Der Erfolg und sein Geheimnis“. Die Hauptrolle darin spielt der flotte, aber letztlich gescheiterte Bankier Marcel Elster, weiters treten auf die Hausspekulanten Abgang und Flöten, die Aufsichtsräte Weniger und Verstehtnix, Elsters Nachfolger Nowoswasi und der Geldbote Sacklhater. In Nebenrollen finden sich die Parteisekretäre Misston und Kaliber, der Polizeipräsident Horny und seine Geliebte, abwechselnd Hanni oder Honey geheißen, die wenig liebevoll „Aufdehngeste“ genannten Reporter Fell, Schwamm und Heiß, nicht zu vergessen die der Bank aufs Engste verbundenen Großunternehmer Schaff, Saus und Meinis, ein umtriebiger Finanzminister namens Krasser und die über alles streng urteilende Richterin, Frau Bandit-Ordner. Zwischen den Szenen singt der Krötenchor, so heißt der Gesangsverein der Wiener Polizei nicht nur aufgrund seiner dunkelgrünen Uniform, seine Gstanzln. Echter geht's nicht.

Zweifellos, der Dichter war auch nach seiner Zeit seiner Zeit weit voraus: „Was hat Nestroy gegen seine Zeitgenossen? Wahrlich, er übereilt sich. Er geht antizipierend seine kleine Umwelt mit einer Schärfe an, die einer späteren Sache würdig wäre“, schreibt Karl Kraus in einem der wenigen Kommentare zu unserem Stück, das von Germanisten leider nie zur Kenntnis genommen wurde. Bestenfalls galt es als verschollen. Unverschämterweise wurde es aber in den Vorstädten tradiert, mündlich, daher auch alterierend „Honey“ und „Hanni“ oder die Komprimierung der Spekulanten auf eine Person. In den letzten Jahren wurde das Schauspiel zur allgemeinen Überraschung in der Hauptstadt von echten Personen in ech-

ten Positionen uraufgeführt. Derzeit läuft der letzte Akt, es ist ein Gerichtsakt.

Dieser Schluss war lange umstritten. Und wirklich, es hätte auch so ausgehen können: Bei einem vom ÖGB veranstalteten „Fest für Fritz“, das für den langjährigen Gewerkschaftspräsidenten Fritz Verzetnitsch im September 2010 ausgerichtet wird, unterstreicht Alfred Gusenbauer in seiner Laudatio ausdrücklich die „nie in Frage zu stellende Untadeligkeit meines Freundes“, der „liebe uneigennützig Fritz“ sei einer, der „sich aber auch nie, ich betone: nie, das Geringste zu Schulden hat kommen lassen“, der kulturbeflissene Kanzler beschwor sogar „die Glorie von Uneigennützigkeit“. Tags zuvor hatte er Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ im Burgtheater besucht.

Absolute Seriosität und Pakttreue werden dem geehrten Gefährten auch vom Wirtschaftskammerpräsidenten Christoph Leitl bestätigt. Alle Parteien zollen Anerkennung. Zu seinem Abschied im Nationalrat gibt es stehende Ovationen. In der Krone findet sich ein Vierseitenporträt. Verzetnitsch wird unisono beschieden, ein ganz Großer der Zweiten Republik zu sein. Vom Bundespräsidenten wird ihm das Goldene Kreuz ob seiner Verdienste für die Republik Österreich verliehen. 23 Jahre steht er nun schon an der Spitze der Gewerkschaft. Ein paar Jahre will er, so er gesund bleibt, noch anhängen. Auch der Kanzler habe ihn darum gebeten.

Monate vorher, am 12. Mai 2010 feiert Helmut Elsner in einem vollgestopften Innenstadtpalais seinen 75. Geburtstag. Die Lobesrede hält niemand Geringerer als Josef Taus. Er nennt „unseren Freund Marcel“ einen „tatkraftigen Mann“, dieser sei, „und das sage ich nicht nur so dahin, wirklich einer, der sich was traut, einer, der Grenzen nicht nur auslotet, sondern gelegentlich auch überschreitet“. „Wir alle haben ihm viel, sehr viel zu verdanken.“ „Manchmal hamma auch zittert, lieber Marcel, aber das ist alles Schnee von gestern“, so der Industrielle ganz launig am Schluss seiner Rede. Großes Gelächter und tosender Applaus folgen.

Unter vorgehaltener Hand ist freilich auch heute (also im Frühjahr 2010) noch des öfteren zu hören, dass es wirklich ein

Wunder sei, dass oder besser noch wie Marcel die wilden Neunzigerjahre heil überstanden hat. Gerüchten zu Folge soll es Ende des Jahrtausends zu wilden Spekulationen gekommen sein. BAWAG und ÖGB sollen damals am Abgrund gestanden sein. Angeblich. Denn Genaues weiß man nicht. Der unaufhaltsame Aufstieg der BAWAG im ersten Dezennium hat das zu Nichtigkeiten degradiert. Auf die Frage, was er zu den nicht verstummenden Geschichten zu sagen habe, macht Elsner nur eine lapidare Handbewegung, lächelt süffisant, und murmelt fast sanft ein einziges Wort ins Mikrophon: „Makulatur“. Was Rechtes ist auch nie aktenkundig geworden. Letztlich hat Elsner die Bank nicht nur zu einer nationalen Größe aufgebaut, sondern gar zu einem internationalen Player gemacht, steht sein Name eindeutig und auf ewig für den Erfolg der ehemaligen Arbeiterbank. Was zählt und bleibt, das ist diese Leistung. Wer möchte da die Ehre versagen? Keiner!

Im Vorjahr, also 2009, ist die Bank auch äußerst lukrativ veräußert worden. „Die BAWAG ist zu einem transnationalen Institut geworden, bestens postiert, nicht nur am heimischen Markt. Der Verkauf an einen US-amerikanischen Fonds, bescherte ihrem ursprünglichen Eigentümer einen satten Verkaufserlös. Der ÖGB gilt nicht erst seitdem als (nicht nur bezogen auf seine Mitglieder) reichster Gewerkschaftsverband der Welt“, ist im profil 38/2009 nachzulesen, auf dessen Frontseite sich Verzetnitsch und Weninger im Nadelstreif gratulierend die Hand reichen. Darunter steht in fetten Lettern: „WIRTSCHAFTSWUNDER ÖGB“. Das vergrößerte Cover hängt übrigens seitdem in der Eingangshalle der aufwendig renovierten Gewerkschaftszentrale in der Hohenstaufengasse. „Und da sage noch einmal jemand, die Gewerkschaft könne nicht wirtschaften“, sagt Fritz Verzetnitsch lachend in einem ORF-Interview. Und niemand sagt sowas. Es ist ja auch alles gut gegangen.

Nun, wie wir wissen, ist es gar nicht gut gegangen. Es ist anders gekommen, ob-

wohl die oben ausgeführte Parallelwelt das wahrscheinlichere Szenario gewesen wäre. Ohne die fulminante REFCO-Pleite 2005 hätten sich die angesprochenen Herren der höchsten Auszeichnungen der Republik, des größten Respekts und der besten Reputation sicher sein können. Nichts hätte dem Abbruch getan, keine karibischen Turbulenzen und auch kein Casino-Crash in Jericho. Gar nichts wäre passiert, das meiste wäre geheim geblieben. Ob Verzetnitsch, Elsner oder Flöttl gemeinhin als Falotten gelten oder als Stützen der Gesellschaft, das hing an einem seidenen Faden. Und es ist des Öfteren so: Zwischen flotten Burschen und windigen Burlis, da ist nicht viel um. Manche werden Manager des Jahres, andere sitzen hinter Schwedischen Gardinen. Was auch hintereinander möglich ist.

Ohne hier ein verallgemeinerndes Istgleichzeichen zu setzen, aber: Falotten sind verdiente Mitglieder der Gesellschaft und verdiente Mitglieder der Gesellschaft sind Falotten. Da mag man nun einwenden, dass solch eine Sichtweise aber die Bülcher bagatellisiert und die ehrbaren Leute diskreditiert. Nichts anderes ist beabsichtigt. „Die Vorliebe des Bürgertums für Räuber erklärt sich aus dem Irrtum: ein Räuber sei kein Bürger. Dieser Irrtum hat als Vater einen anderen Irrtum: ein Bürger sei kein Räuber“, wusste schon Bertolt Brecht.

Zwei zentrale Kriterien gesellschaftlicher Durchsetzung und Anerkennung sind, wie Nestroy im Untertitel richtig erkannte, der Erfolg und sein Geheimnis. Es steckt zwar in ihm, aber heimtückischerweise versteckt, d.h. jedes Werden verschwindet im Resultat. Normalerweise fragt dann niemand mehr. Im Erfolg demonstriert man, was man erreicht hat, im Geheimnis verschweigt man, wie man es bewerkstelligt hat. Geht Ersterer daneben oder wird Letzteres aufgedeckt, wird jeder Bursch zum Burli. Diesen Prozess einer öffentlichen Degradierung oder besser noch Depotenzierung erleben wir gerade.

Mit ein bisschen Glück hätten Flöttl senior und junior auch als die Fugger der österreichischen Arbeiterbewegung gelten können. Möglicherweise hätte Wolfgang Flöttl noch den Bestseller „Das karibische Abenteuer“ veröffentlicht. Wären Flötts Geschäfte aufgegangen (und sie hätten dann die selbe kriminelle Energie gehabt wie im Verlustfall!), wäre dieser Mann wohl als eines der größten Finanzgenies in die Geschichte des Landes eingegangen. Aus dem wird nichts, im Gegenteil, er gerät in eine Reihe mit dem Schiffever-

senker Udo Proksch. Sagte Flöttl noch im September 2006: „Schlechte Geschäfte sind kein illegaler Akt“ (Österreich, 21. September 2006, S. 8), so ist das zwar richtig und stimmt doch nicht. Geld versenken ist ein Kapitalverbrechen, weil ein Verbrechen am Kapital.

Es hat nicht sein sollen. Im Erfolgsfall hätte der Spekulant Wolfgang Flöttl nicht eine Sekunde an ein Schuldbekenntnis denken müssen, wäre ihm doch jedwedes Verständnis entgegengebracht worden. Sein Fehler bestand darin, als Loser und nicht als Winner daherzukommen. Die Teilgeständnisse einiger Angeklagten im BAWAG-Prozess haben also mehr mit Kalkül als mit Wahrheit oder Lüge zu tun. Sie folgen der Einschätzung, dass Verurteilungen wahrscheinlicher sind als Freisprüche, Geständnisse aber Erstere mildern. Und niemand sage, das alles habe mit der gesellschaftlichen Dynamik des Falls nichts zu tun. Sie beherrscht diesen weitgehend. Dass der unkooperative Elsner als einziger Angeklagter in U-Haft sitzt, ist vorrangig auf die veröffentlichte Meinung der Medienpropaganda zurückzuführen.

Die Justiz agiert in solchen Prozessen jenseits der Grenzen ihrer Disziplin. Sie hat über etwas zu richten, was sie mit ihren Instrumentarien gar nicht richtig begreifen kann. Sie hat Urteile zu sprechen, ohne Beurteilungen treffen zu dürfen. Ihre Ermessensentscheidungen sind jenseits des positiven Rechts angesiedelt, auch wenn sich ordentliche Begründungen für Freiwie Schuldspiele in den Paragraphen finden lassen. Noch deutlicher als anderswo ist hier das Gesetz Knetmasse der Advokaten. Sie könnten auch würfeln. Dass Frau Bandion-Ortner in den letzten Monaten psychosomatisch auf den Fall reagierte, spricht übrigens für sie.

Skandale stärken die bürgerlichen Werte und Normen, weil die Skandalisierung deren Zustimmung voraussetzt wie einfordert. Skandalisierung dient zur Selbstversicherung der Ideale, zur Selbstverständigung des Selbstverständlichen. Sie ist eine Art Crash-Kurs in Sachen Staatsbürgerkunde. Auf ideologischer Ebene haben die Skandalisierer leichtes Spiel, weil die Skandalisierten defensiv, nie offensiv agieren, eben weil sie selbst der gleichen Moral aufsitzen wie ihre moralischen Richter. Zumeist wollen jene es nicht getan haben. Wenn das nicht geht, ist es ihnen passiert und sie versprechen Besserung. Niemand hingegen sagt: „Ja zur Steuerhinterzie-

hung!“ „Hoch die Schmiergeldzahlung!“ „Es lebe die Vetternwirtschaft!“ – Das ist eigentlich schade. Denn die Fragen nach Beziehungen, nach Provisionen und der Drang, es sich zu richten, der ist uns allen nicht unbekannt. Insgeheim wissen wir, was wir nicht sagen dürfen. Es ist wieder einmal eine dieser Eigenarten, wo die Differenz von Praxis und Theorie niemandem auffallen will: Alle Gesellschaftsmitglieder sind skandalfähig und skandalanfällig, aber keines bekennt sich zu ihm. Im Gegenteil, der Skandal, das sind immer die andern.

Was das Empirische betrifft, ist der Skandal oft wirklich so, wie ihn sich der kleine Maxi vorstellt, nur komparativer. Das ist darauf zurückzuführen, dass der kleine Maxi im Kleinen nichts anderes tut als die großen Maxln in Politik und Wirtschaft. Aber das sagt man nicht. Maxi weiß, was er Max vorwirft, weil er sich, obwohl er sich verleugnet, kennt. Ihn entsetzt, was er tut, bei den andern, die nichts anderes tun. „Das gewöhnliche Leben ist ein Mittelzustand aus allen uns möglichen Verbrechen“ (Der Mann ohne Eigenschaften I, Reinbek bei Hamburg 1987, S. 474), wusste schon Robert Musil. „Alles Verbrechen ist gewöhnlich, gerade wie alle Gewöhnlichkeit ein Verbrechen ist“, heißt es in Oscar Wildes „Das Bildnis des Dorian Gray“ (München 2004, S. 240). Es ist durchaus richtig, dass die Worte „üblich“ und „Übel“ sehr nahe beieinander liegen.

Der Skandal gehört nicht bloß zur Normalität, er ist Normalität. Keine Entgegensetzung, nicht einmal ein Querschläger! Im Skandal immunisiert sich die Geläufigkeit des Normalen, indem sie eine zugehörige Besonderheit als ungeheuerliche und ungehörige Absonderlichkeit auftreten lässt. Im Skandal tritt die Banalität gerade so auf, als sei sie eine Sensation. Skandalisierung stilisiert bestimmte Erscheinungen, reißt sie aus ihrem struktiven Zusammenhang und bläst sie via medialer Berichterstattung und politischem Befund zur Wichtigkeit par excellence auf. Skandale sind da zum Abreagieren. Sie lenken ab von der Alltäglichkeit des Geschehens, indem sie nicht dieses, sondern dessen Affären zum Thema machen. Im Skandal substituiert der gesellschaftliche Lärm den gesellschaftlichen Lauf. Im Getöse verlieren die Strukturen ihre Kenntlichkeit.

Rufen wir uns auch in Erinnerung, weil es von zentraler Wichtigkeit ist: Der Skandal bedroht nie den gesellschaftlichen Zweck, Geld zu machen, sondern erfüllt

ihn nur mit Mitteln, die sitten- oder rechtswidrig sind. Aber das ist ein Detail. Was sind schon die Mittel gegen das Ziel, das kaum jemandem als fragwürdig erscheint? Skandale sind in erster Linie als Folgen und Funktionen der Geldwirtschaft zu dechiffrieren. Und zwar als solche, die zwar den Zweck teilen, aber die Regeln flexibel bestimmen möchten und das auch tun. Im schier ewigen Spiel der Geldmacherei ist der Skandal nicht Bedrohung, sondern Stachel. Dass man Geld haben soll und soviel wie möglich, nimmt kaum jemand so ernst wie diese Delinquenten. Keine Regel soll aufhalten und behindern. Illegal gewesen ist auch nicht das, was illegal gewesen ist, sondern nur das, was der Illegalität überführt werden konnte. *Illegale usu legale fit*.

Das Gesetz ist diesbezüglich ein recht harmloser Geselle. In 95 Prozent der Fälle, also jenen, die nicht durch Aufdeckung a posteriori zu Unfällen werden, ist der Rechtsstaat recht stad, um nicht zu sagen: ganz still. Manchmal ist er trotz aller Offensichtlichkeiten hilflos und zur Untätigkeit verurteilt. Warum sollen keine „Sympathiezahlungen“, wie Frau Wolf (Nachname wie Wortschöpfung lassen auf einen weiteren unbekannten Nestroyschließen) ihre Geschenke aus dem Geschenkskorb der EADS völlig korrekt tituliert, an diverse Sympathieträger erfolgen? Der freie Markt lässt das nicht nur zu, er fördert diese freie Übereinkunft. Und warum soll die Frau Auffangjäger Erika Rumpold nicht aus ähnlichen Eignungshonoraren ein kleines Wirtschaftsimperium aufbauen? Es sage mir doch bitte mal jemand einen wirklichen Grund? Ursprüngliche Akkumulation, die nie aufgehört hat, verläuft so. Dass Geschäft und Verbrechen beide dem Aneignungs-, somit dem Entwendungstrieb folgen, liegt auf der Hand. Und bestaunen wir nicht eigentlich derlei Bravourstücke? Sind wir nicht alle irgendwie süchtig auf einen Coup, wenngleich die meisten wohl eher auf die Lotterie oder gar einarmige Banditen setzen, was übrigens nicht für allzu große Intelligenz spricht.

Ob Helmut Elsner ein Gauner ist, will z.B. ein helllichtiger Kopf wie Wolfgang Reithofer nicht einfach bejahen. „Man soll vorsichtig sein, andere so locker zu verurteilen. Man weiß nicht, was einem selber unterkommt“, (*Datum*, Februar 2007, S. 25) sagt einer der führenden Unternehmer des Landes, einer, der wahrscheinlich genau weiß, was einem so alles unterkommt. Klug auch dieses: „Niemand ist frei. Auch der Vorstand eines Unter-

nehmens nicht, der hat andere Zwänge. Vielleicht macht man das den Menschen zu wenig bewusst.“ (Ebenda, S. 22.) Was zwar nicht für die Zwänge spricht, sondern gegen die kollektive Halluzination der Bewusstlosigkeit, sich als freier Wille zu verstehen.

Doch weil wir das alles nicht debattieren, sondern uns bloß über dieses und jenes das Maul zerreißen, gehen Funktion und Substanz des Skandals gerade in der grassierenden Skandalisierung unter. Über Elsner und Flöttl, Verzetnitsch oder Hornbacher wird viel geredet und geschrieben, aber sie werden nicht erörtert, sondern beschuldigt oder entschuldigt. Indes wäre eine Diskussion über die Konstitution solcher Typen, nicht die individuelle, sondern die gesellschaftliche von außerordentlichem Interesse. Doch darf das interessieren? Ist das nicht fad? Ist nicht jeder er selbst, ein verantwortungsbewusstes Individuum, nicht ein zuordenbares Subjekt? Haben wir es nicht so gelernt? Und warum soll es nicht stimmen?

Ob etwas zum Skandal gereicht oder nicht, entscheidet primär die mediale Verwertbarkeit. Nicht objektive Tatbestände machen den Skandal zum Skandal, sondern eine entsprechende kulturindustrielle Produktionsform des Investigierens. Wie der Begriff sagt, geht es dabei um Investment und Gier. Ein ganzes Journalistenvolk gibt sich gegenwärtig dem investigativen Taumel hin, dieser ist Inbegriff des professionellen Leitbilds. „Journalismus. Das heißt: aufdecken, enthüllen“, sagte Josef Votzi vor mehr als zehn Jahren. (*tv-Media* 5/97) Kurzum: „Schreibe, was ist.“ (*profil* 28/96) Nicht *was warum ist*, ist der Anspruch, sondern der losgelöste Sachverhalt soll auf den Punkt gebracht werden. Zweifelsohne ein dürftiges Programm. Das Dasein, woher es rührt und wohin es führt, was ist das schon gegen die schlichte Aufforderung zur Darstellung sogenannter Fakten und Vorkommnisse?

Der Skandal ist eindeutig männlich konnotiert, es geht ums Stierln, ums Abgreifen und ums Abschießen. Jemanden bis auf die Unterhose ausziehen, das hat was. Was interessiert, sind die Dessous der Macht. Der Skandal ist eine Peep Show der Kulturindustrie, allerdings eine, wo eins es sich nicht aussuchen kann, jene zu besuchen oder nicht. Wir sind zugeschaltet, es gibt kein Leben abseits des medialen Banns. Elsner und Zumwinkel sind aktuelle Berühmtheiten, auch wenn sie in ei-

nigen Jahren kaum jemand mehr kennen wird. Sendungen und Zeitungen gleichen „peeping organs“. Es wird aufgegeilt, bis es fahl und fad wird. Daher geht es auch Schlag auf Schlag, folgt Fall auf Fall, Kriminal auf Kriminal. Die BAWAG-Affäre, obwohl noch nicht ganz ausgestanden, ist bereits ein Skandal von gestern. Neue stehen auf der Tagesordnung. Die Lieferung bleibt nicht aus. Verschrauben ist nicht. Abfüttern schon.

Skandale aufdecken meint Selektion geheimen Wissens durch Offenbarung sogenannter Indizien und Tatbestände. Der Rezipient ist freilich kaum fähig, Gerücht und Wahrheit zu unterscheiden bzw. den jeweiligen Stellenwert zu ermessen. Er ist angewiesen und abhängig, ja ausgeliefert. Bei gezieltem Investigieren kommt auch kein Skandalisierter unbeschädigt davon. Irgendetwas bleibt hängen. Dass jedem und jeder etwas anzuhängen ist, sollte klar sein. Ob jemand unter Verdunkelungsgefahr leidet oder schon Opfer einer Enthüllungsentzündung ist, ist manchmal schwer festzustellen. Man kann über Lappalien oder gar haltlose Bezichtigungen stürzen, wie es etwa dem ehemaligen SP-Zentralsekretär Heinrich Keller passiert ist. Man kann aus Skandalen, die jeden anderen zur Strecke bringen, auch gestärkt hervorgehen: Jörg Haider ist das zwischen 1986 und 2000 einige Male gelungen.

Skandale werden nicht einfach enthüllt, sondern folgen einer strategischen Dramaturgie. Die Wahrnehmung gilt aber nicht vorrangig dem inkriminierten Fall, also dem Skandal, sondern vor allem der genüsslichen Aufbereitung desselben, also der Skandalisierung. Die Affäre ist das beste und einträglichste Mittel der Erregung unmittelbarer Aufmerksamkeit. Der Skandal kommt erst durch die Aufdeckung zu sich. Das Ereignis gerät erst in ihm außer sich zu seinem nachträglichen Begriff. Ein Skandal ohne Aufdeckung ist keiner gewesen, mag gewesen sein, was immer auch gewesen ist.

Kein Skandal ohne Skandalisierung! Gibt es Letztere nicht, hat es Ersteren nie gegeben, egal nun, wie hoch die kriminellen Ingredienzien der jeweiligen Geschäfte und Politiken zu veranschlagen gewesen wären. Der Skandal kann ohne öffentliche Kenntnisnahme nicht gedacht werden. Letztlich verschleiert die Skandalisierung mehr als sie aufdeckt, eben weil sie sich beharrlich weigert, Missstände und Zustände als Einheit zu denken, sondern deren immanente Diskrepanz stets zur kontrafaktischen, aber kategorischen Zweifelt aufbauscht. In der Aufdeckung

und Konstruktion von Skandalen demonstriert das System nicht seine Instabilität, sondern im Gegenteil seine Stabilität. Trotz aller Aufregung und Empörung folgen zum Schluss Ermattung und Indifferenz. Sie sind das ungenannte, ja oft unbewusste Ziel.

Die Voraussetzung einer Affäre mag ein krimineller Sachverhalt sein, ihre Bedingung ist aber ihre Inszenierung. Um den Skandal als soziale Größe zu erfassen, ist es vor allem notwendig, die Methoden der Skandalisierung genauer zu untersuchen und zum Gegenstand der Kritik zu machen. Dreckmacher und Dreckstierler bilden zwar keine symbiotische, ab er doch eine synergetische Einheit. Sie gehören zusammen und führen gemeinsam ihre Stücke auf. So wie der Kasperl und das Krokodil. Gewinnen tut immer der Kasperl, sofern das Krokodil auf der Bühne erscheint. Verbleiben die Krokodile im Sumpf, dürfen sie anstellen, was sie wollen und fressen, wen sie wollen. Dass fast alle Krokodile dort sind, ist anzunehmen, im Fernsehen trocknen sie schnell aus und in der Öffentlichkeit kommen sie um. Aber im Sumpf der Zivilgesellschaft gedeihen sie prächtig. Da mögen die Kasperln denken, was sie wollen.

Skandalisierung und Skandal verhalten sich wie Verlogenheit und Lüge. Erscheint Letztere offensichtlich, bleibt Erstere, gerade weil sie beleuchtet, im Dunkeln. Wir wissen (oder glauben zu wissen) von den Geschäften der Aufgedeckten, haben aber wenig Ahnung von den Geschäften der Aufdeckung. Natürlich kommt es schon mal vor, dass ein Blatt ein anderes bezichtigt, Geld angeboten oder angenommen zu haben, aber das ist die Ausnahme. Und zumeist folgenlos, denn jeder darf jedem Geld geben für eine bestimmte Leistung. Warum soll man durch eine Auskunft keine Einkunft erzielen? Das sei unlauter? Nicht mehr als jedes andere Geschäft auch.

Viele Fragen bleiben offen: Wer beliefert die Aufdecker? Wer bezahlt die Lieferanten? Worin unterscheiden sich Bestechung und Aufdeckung? Wo werden welche Waren gehandelt? Wie hoch sind die Preise? Abgehörte Telefonate, bespitzelte Personen, umgeleitete E-Mails, veröffentlichte Steuerbescheide, weitergereichte Rechnungshofberichte, gestohlene Akten, Erpressungen – das alles, obwohl tatsächlich, ist kaum präsent. Nichts ist transparent, aber alles undicht. Der Skan-

dal, so zeichnet es sich ab, ist nur auf skandalöse Art und Weise zu bekämpfen. Oft weiß man nicht, wer der Üblere ist, der Aufdecker oder der Zudecker? Wobei die natürlich auch von Fall zu Fall die Positionen tauschen könn(t)en. Aufdeckung erfordert dieselben Methoden, gegen die sie auftritt. Wer die Dialektik des Skandals eingehend studiert, könnte wissen, dass der Saubermann oft jener Mann ist, der am meisten mit dem Dreck zu tun hat. Indes, Thema ist die Enthüllung der zu Enthüllenden nicht die Enthüllung der Enthüller. Wer sollte die auch einbringen? Die nichtbeobachteten Beobachter, die Aufdecker selbst? Die können absolut kein Interesse an solchen Geschäftsstörungen haben.

Die deutsche Postbankaffäre um Klaus Zumwinkel offenbart da mehr, als allen Aufdeckern recht sein kann. Der offiziell bekannt gewordene Ankauf von Daten über Steuersünder mag ein Novum sein. Dass mit solchen Sachen gehandelt wird, liegt aber auf der Hand. Wer Informationen sammelt und besitzt, der will und darf sie doch auch verkaufen. Da mag die Beschaffung auch selbst nicht ganz legal sein. Egal. Rein formal wird ein Angebot gelegt, das auf Nachfrage hofft. Hätte der BND nicht gekauft, hätte die deutsche Finanz sich zahlreiche große Fische durch die Lappen gehen lassen. Zumwinkel & Co. wäre nichts nachzuweisen gewesen. Nicht die Zivilgesellschaft entledigt sich der Korruption, sondern neben der Korruption wird auch die Skandalisierung zu einer ordentlichen Businesssparte mit flexiblen Preisen. Hehlen mit brisanten Daten, da tut sich ein großes Geschäftsfeld auf.

Besonders gefährlich sind Leute, die prophylaktisch (oft ohne konkrete Absicht und spezifischen Hintergrund) Daten sammeln, Dateien speichern, Dossiers anlegen. Denn jene sind meist unauffällige und unverdächtige Elemente, die unmittelbar gar nicht als Gefahrenquelle erfasst werden können. Keine Spionageabwehr rechnet mit ihnen. Sie sind also unberechenbar. Wer weiß, was passiert, wenn sie übergangen, gemobbt, degradiert, gedemütigt oder arbeitslos werden? Wenn sie meinen, sie kämen zu kurz oder auch einmal ein bisschen mächtig erscheinen möchten? Wenn sie jemandem eins auswaschen wollen? Oder einfach nur geldgierig sind? Soll vorkommen. Da können aus biederer Sammlern gierige Jäger werden, wahre Denunziationsbomben. Sie brauchen sich nur zu entschern, also bei Redaktionen oder Behörden vorstellig



planet
ZEITUNG DER
GRÜNEN BILDUNGSWERKSTATT
53

**Gesamtkunstwerk
Umverteilen**

Gratis-Probe-Abo für 1 Jahr unter: planet@gruene.at

werden und andeuten, dass sie unter Umständen was hätten, wenn...

Wir müssen davon ausgehen, dass auch von privater Seite kontinuierlich Berichte und Notizen angelegt werden, um sie gegebenenfalls auf dem Markt zu verhökern. Wo die Integrität sinkt, häufen sich die Intrigen. Vertrauliche Geschäfts- und Amtskennntnisse erzielen lukrative Preise am Markt. Das läuft so, nur weiß man eben nicht genau, welche investigativen Leistungen mithilfe welcher Transaktionen erzielt wurden. Dafür sorgen ironischerweise das Amts-, Geschäfts- und Redaktionsgeheimnis, deren Umgehung die Voraussetzung jeder Enthüllung ist. Faktum bleibt: Dem kriminellen Handeln erster Ordnung folgt unweigerlich eines zweiter Ordnung. Der Verrat ist nur eine besondere Form des Rats, gerade deswegen erzielt er auch einen besonderen Preis.

Möglicherweise inauguriert sich hier ein neuer Typus des Alltagsspitzels als Heckenschützen. Das Hehlen mit fremden Daten wird zum Geschäftszweig. Erinnern wir uns kurz an eine andere zeitgenössische Nestroy-Figur, an Josef Kleindienst. Dieser ehemalige FPÖ-Gendarm nutzte als Aufdeckungsgehilfe einer längst vergessenen Spitzelaffäre sein Geheimwissen äußerst geschickt zur ersten Akkumulation seines Vermögens, das sich zwischenzeitlich zum Immobilienimperium entwickelt hat. Aus dem Aufdecker wurde jedenfalls ein Abzocker, die Verwandtschaft der Arten ist wiederum offensichtlich. Und jeder Affirmatiker der praktizierenden Mehrheit würde hier bestätigend ausrufen: Genau so musst du's machen! Zweifellos, wollen tun's viele, können nur einige.

Anstand ist ein menschliches, kein ökonomisches Kriterium. Wer sich am Markt auf den Anstand beruft, ist in einem wirtschaftlichen Notstand. Wer anständig Geschäfte machen will, kann keine anständigen machen. Böse Zungen wie glaubhafte Sachverständige im BAWAG-Prozess behaupten gar, dass man in letzter Konsequenz nur jenen Bilanzen vertrauen dürfe, die man selber gefälscht hat. „Letztlich ist jede Bilanz objektiv unrichtig“, sagt der Gutachter Thomas Keppert, der es wissen muss. (*Kronen Zeitung*, 10. Februar 2008, S. 36) Nun, wir wollen's nicht übertreiben, aber verantwortungsvoll im Sinne eines Unternehmens zu agieren, heißt nicht, nicht zu lügen. Es heißt, zu lügen. Zwar nicht notorisch, aber kalkulierend und

spekulierend. In der Welt von Geschäft und Politik gilt: Wenn eine Wahrheit schlecht ist, ist sie schlecht und daher zu unterdrücken; wenn eine Lüge gut ist, ist sie gut und daher zu verbreiten.

Lüge ist ein probates Mittel, genauso wie die Wahrheit. Man muss flexibel sein und auch gut mixen können. Und jetzt bitte keine Kindersprüche wie etwa, dass die Wahrheit immer ans Licht kommt, dass Lügen kurze Beine haben, oder gar, dass man jemandem, der dreimal lügt, nicht mehr glaubt. So ein Blödsinn. Plausibilitäten von Täuschungen beherrschen unsere alltägliche Kommunikation. Oberflächlich betrachtet sind Unternehmen Erscheinungen von Inseraten und Resultaten, in Wirklichkeit aber sind sie Black Boxes, wo es dann regelmäßig verwundert, was bei Siemens und BAWAG, bei VW und Postbank alles möglich ist. Aber auch wenn gelegentlich die Eingeweide nach außen treten, sind es bloß Organe, die austreten, und nicht Organismen, die sich offenbaren. Die öffentliche Beschau der Gedärme, lässt vielleicht erkennen, was in der Scheiße ist, was deren Träger gefressen und ausgefressen haben, nicht aber, wie das große Fressen und das Abfüttern im Konkreten funktionieren. Das, was wir wissen, ist harmlos gegen das, was wir nicht wissen. Und das meiste wissen wir schlicht und einfach nicht. Gerade deswegen sollten wir uns Sorgen machen.

Henrik Ibsen lässt in „Die Stützen der Gesellschaft“ (1877) seine Hauptfigur Konsul Bernick sagen: „Und zwingt uns nicht die Gesellschaft selbst, krumme Wege zu gehen? Was wäre hier geschehen, wenn ich nicht in der Stille gehandelt hätte? Alle würden sich auf das Unternehmen gestürzt haben, würden die ganze Geschichte geteilt, zersplittert, verdorben und verpfuscht haben.“ (Sämtliche Werke, Dritter Band, Berlin, o.J., S. 512) Der höchste Eigentümergegenwart der BAWAG, Fritz Verzetnitsch, hat tausendmal recht, wenn er sagt, dass er das wahre Ausmaß der Verluste von 1999/2000 vor dem ÖGB-Vorstand im Interesse von Unternehmen und Gewerkschaft hat verschweigen müssen. Hätte er geredet, hätte er BAWAG und ÖGB schon einige Jahre zuvor ins ökonomische Desaster getrieben. Derlei Wahrheiten stören nämlich nicht nur Geschäfte, sondern richten Unternehmen zugrunde.

Und tatsächlich, hätte ihnen REFCO 2005 nicht das Licht ausgeblasen, hätten die Spitzen in Bank und Gewerkschaft diese Chance der Vertuschung auch or-

dentlich genutzt und die Sache heil überstanden. Gerade der Misserfolg ist oft ein Verräter bitterer Wahrheiten, während der Erfolg der Hüter diverser Geheimnisse ist. „Zuweilen ist der Kaufmann, der Konkurs macht, ehrlicher als der, der es zu Reichtum bringt“, schreibt Vilfredo Pareto in seinem Werk „Das soziale System“ (§ 2264): „Ähnlich ist es häufig bei den Politikern so, dass die erwischten zu den weniger Schuldigen gehören. ... In diesen Schlachten der Politiker retten sich häufig die Schlechtesten. Es ist komisch, wenn man sie hinterher die weniger Schlechten im Namen der Tugend und der Moral richten und verurteilen sieht.“ (Ausgewählte Schriften, Frankfurt/Main-Berlin-Wien 1976, S. 287.)

Auch Politik kann nicht nicht korrupt sein. Helfen und Nachhelfen sind obligatorisch. Es ist schwierig, den Punkt anzugeben, wo Protektion aufhört und wo Korruption beginnt. Im Prinzip gehören sie derselben Welt an. Die Übergänge sind fließend wie der Fluss von Information und Geld. Austausch und Zueignung von Gefälligkeiten (Jobvergaben, Wohnungsmittlungen, Beförderungen u.v.m.) gehören seit ehedem zum politischen Geschäft, und es ist ein Geschäft. Die Intervention ist nicht gänzlich anderen Charakters als diverse andere Interessen. Politiker sind Protektionsassistenten und daher prädestiniert für korrupte Machenschaften. Da eine Gefälligkeit und dort eine, der man sich nicht entziehen kann, und bald mag etwas notiert, aufgezeichnet oder gespeichert sein, was einmal gefährlich werden könnte. Das Problem der Politik ist nun, dass selbst die maßgeblichen Politiker nicht mehr Herren der Gefälligkeiten sind, sondern den Gefälligkeiten nicht mehr Herr werden können. Der Sog ist mächtiger als alle Sauger und Ausgesaugten.

„Kann man da nichts machen?“, ist eine Frage, die jeder von uns schon mal in verhänglichem Zusammenhang gestellt oder gestellt bekommen hat. Insbesondere von Politikern wird des Öfteren verlangt und erwartet, etwas zu tun, was sie nicht dürfen, wohl aber können. „Die Hälfte der Interventionen ist jenseits der Legalität. Die können wir nicht alle erfüllen“, sagte sinngemäß ein nicht nur mir bekannter Politiker. Off records. Der Politiker ist kein größerer Lump als der Bürger, den er vertritt und bedient. Wer eine Bagage sehen will, werfe zuerst einen Blick in den Spiegel. Das sollte aber weder Trost noch Anklage sein, sondern lediglich eine ernüchternde Feststellung.

Erkannt (nicht zu verwechseln mit anerkannt!) werden sollte, dass Korruption erfolgreichen Handlungen wie Verhandlungen nicht abträglich ist, sondern zu meist ungemein förderlich. Das sagt man zwar nicht, aber alle Praktizierenden wissen es. Nicht zu Unrecht spricht man davon, dass Geschäfte wie geschmiert laufen. Korruption, richtig dosiert, ist zweifelsohne ein wichtiges Schmier-, ja Treibmittel: Beschleuniger, Abkürzer, Erleichterer. Das, was hochkommt, ist ein Bruchteil dessen, was skandalträchtig sein könnte. Wobei der Prozentsatz, der aufsteigt, nicht unbedingt steigt, denn der ist abhängig von der begrenzten Aufnahmekapazität des Publikums, wohingegen der Prozentsatz, der aufliegen könnte, im Steigen begriffen ist, weil die Informationskanäle sich immer vielfältiger gestalten und Geheimhaltung schwieriger wird. Wir wissen alle nicht, was von uns alles gewusst wird oder gegebenenfalls in Erfahrung gebracht werden könnte.

Kriminelle Energie ist ein Kennzeichen unserer Normalität, keines der Divergenz. Sie ist in dieser Gesellschaft eben nicht in erster Linie als persönliches Manko, sondern als strukturelle Setzung zu charakterisieren. Man mag Delinquenten also verurteilen und strafen, aber damit ist wenig gelöst und schon gar nichts geklärt. Wenn jemand aus dem Verkehr gezogen ist, ändert das für den Verkehr wenig, vor allem, wenn das Skandalisieren zum Verkehr gehört und nicht, wie allgemein angenommen, der Skandal eine Verkehrsstörung ist. Mit Affären immunisiert sich das Gesellschaftssystem gegen substanzielle Angriffe, indem es regelmäßig Säuberungen und Opferungen veranstaltet. Esoterisch sind diese ein quasi religiöses Ritual der Reinigung, exoterisch ein Räuber- und Gendarmenspiel für Erwachsene.

Objektiv versucht die Skandalisierung nichts anderes, als die Korruption zu optimieren, d.h. Über- und Unterproduktion zu vermeiden. Bis zu einem gewissen Maß wirft Korruption Erträge ab, aber ab einem gewissen Übermaß wird sie uneinträglich und gerade deswegen unerträglich. Doch das wäre bereits ein eigenes Thema. Aufgabe von Politik und Justiz ist es jedenfalls nicht, die Korruption zu beseitigen, sondern sie entsprechend zu verwalten, ein bestimmtes Verhalten als Schuld zu definieren, und unentwegt von Fehlern und Schwächen einzelner Täter zu schwätzen. Das ist zwar auch nicht ganz falsch, aber es ist nur ein untergeordneter, wenn auch offensichtlicher Aspekt, vor-

ausgesetzt er erblickt überhaupt das Licht der Welt. Jeder Skandal gerät so zur Beschau des Personals unter Ausblendung der es bedingenden Struktur. Wölfe sagen, dass es unter ihnen auch schwarze Schafe gibt. Was alle Schafe sofort glauben.

Bei der Frage, ob wir rein bleiben oder im Geschäft bleiben wollen, entscheidet sich das Gemüt meist für das Geschäft, auch weil da mehr rein kommt, als wenn man rein bleibt. Seriös oder unseriös, das war bei Geschäften nie die entscheidende, aber doch eine wichtige Komponente. Inzwischen ist aber auch der Kurs der Seriosität im Sinken begriffen. Zuschlag hat Handschlag ersetzt. Nur wer zuschlagen kann, erhält den Zuschlag. Mit dem Risiko steigt die Korruption. Erfolgreiche Businessexemplare sind fast ausschließlich Leute, die sich etwas trauen, aber auf nichts mehr vertrauen können, weil sie in ihren Konkurrenten zu Recht ein Spiegelbild ihrer selbst vermuten. Gute Geschäfte haben immer etwas Verwegenes, ja Mafioses an sich.

Eine Studie über den tendenziellen Fall von Integrität im Geschäftsleben aufgrund objektiver Zwänge wäre von großem Interesse. Skandal und Affäre können aber nur dann die Balance halten, wenn sie nicht gänzlich aus dem Ruder laufen. Oder wie es Josef Votzi einmal in einer grenzgenialen Formulierung ausdrückte: „Macht-Missbrauch braucht Kontrolle.“ (*profil* 26/96) Das scheint auch Ex-Kripo-Chef Herwig Haidinger anzudeuten, wenn er gar kryptisch meint: „Korruption übersteigt erträgliches Maß“ (*Kurier*, 24. Februar 2008, S. 5) Das mit dem erträglichen Maß ist allerdings so eine Sache. Die, die die Erträge haben, hätten gerne, dass die anderen sauber bleiben. Und die, die die Erträge nicht haben, wollen, wenn es nicht gelingt, die anderen zu säubern, auch unsauber sein dürfen, um Wettbewerbsnachteile auszugleichen. So ziemlich alles spricht für die Verschmutzung.

Normalität ist keine Konstruktion der Norm, sondern die Norm ist eine von vielen Referenzen der Normalität, und zwar die ideelle Referenz der sich selbst täuschenden Getäuschten. Sie glauben, dass etwas so sein muss – was falsch ist, und nicht, dass sie sich etwas einbilden müssen – was richtig wäre. Auch wenn die Norm sich als Vorgesetzte referiert, sollte keine ernsthafte Analyse auf diese Annahme hereinfließen. Wenn etwa die Grünen im Nationalratswahlkampf 2006 Inserate schalten mit „Es geht auch ohne Skandale und Machtmissbrauch. Garantiert“, dann ist das schlichtweg Volksverblödung.

Im politischen Betrieb, und es ist ein Betrieb, geht es heute hauptsächlich darum, den Kontrahenten Dreck am Stecken nachzuweisen oder anzudichten. Der immanente Ruf nach der großen Säuberung ist da fast eine logische Konsequenz. Der Skandal schreit nach dem Aufräumer, der da den Saustall ausmistet und endlich für Ordnung sorgt. Da rappt dann der H.C. Strache: „Skandale, Bestechung, Korruption und Verrat/ Das sind die Eckpfeiler in unserem Staat./ Es wird Zeit, dass da jemand dagegen anrennt/ Der aufpasst, der aufschreit, Missstände aufzeigt...“ usw., usf. Dass das Rappen etwas für Deppen sei, ist übrigens schon Nestroy aufgefallen, nur weiß ich nicht mehr, in welchem Stück.

Unsere emotionale Empfindung pendelt zwischen Empörung und Indifferenz. Kurzatmige Aufgeregtheit und dumpfe Gleichgültigkeit reichen sich oft die Hand. Alles spielt auf der Ebene „unproduktiver Empörung“ (Karl Kraus). Medien stacheln, Politiker sticheln, das Publikum gibt sich entsetzt, die Volksseele kocht und die Wähler denken an den Denkmäler, also kaum. Empörung würde erst dann produktiv, wenn sie sich nicht auf eine Sache kapriziert, sondern sich selbst und die Gesellschaft insgesamt zum Gegenstand der Betrachtung macht. Nur so kann Unbehagen sich in Kritik transformieren. Was kaum passiert.

Die Kleinen hängt man, die Großen lässt man laufen, ist schon eine Wahrheit. Allerdings, was folgt gewöhnlich daraus? Nun eben, dass die Kleinen auch die Großen hängen sehen wollen und nicht, dass das mit dem Hängen überhaupt eine verkehrte Weise sei, dem Verkehrten zu begegnen. Die hängen gelassen werden, haben immer einen Hang zum Hängen. Sie lieben den kurzen Prozess, wohl auch deswegen, weil sie andauernd erleben, wie grob abgefertigt und billig abgespeist sie werden. Sie wollen abrechnen und heimzahlen. Sie sind adäquater Ausdruck der Verhältnisse, Opfer, die sich gerne als Täter aufspielen würden. Ihre Richtung heißt Hinrichtung. Wir werden keinen Richter brauchen, sagen zugerichtete Laienrichter. Heißgemachte wollen kaltmachen.

Solch Kundschaft ist ohne entsprechende Botschaft nicht denkbar. Vice versa. Vorlagen reproduzieren Kurzschlüsse, die wiederum Vorlagen erzeugen. Sie schaukeln sich gegenseitig auf. Publikum braucht Medium braucht Publi-

kum... Natürlich werden manche Aufdecker, die sich als Aufklärer verstehen, das nicht wollen, aber was sie treiben, treibt dorthin. Ihre Handlungen legen diese Konsequenzen nahe. Doch auch die Medien sind nicht nur Betreiber, sondern auch Betriebene im Kampf um Quote und Absatz. Massenmedien stehen unter dem Gebot permanenter Sensationierung. Sie werden es so lange tun, so lange es ein Geschäft ist. Und der Skandal ist der Verkaufsschlager. Ganze Medienkonzerne bauen drauf auf, setzen auf ihn. Was wäre etwa die Fellner-Company ohne Skandalisierung? – Nichts!

Die Attraktivität von Affären liegt auch in der Tristesse des Alltags. Da ist wenigstens was los, da tut sich was. Jene befriedigen ein Bedürfnis. Wobei sich die Haltung nicht aus dem Delikt ergibt, sondern daraus, ob Coups gelungen sind oder nicht. Große Gauner sind oft ein Objekt der Verehrung, gestrauchelte hingegen ein Objekt der Verachtung. Leistet man Ersteren ideell Gefolgschaft, so sind Letztere als Schufte enttarnt und der Verfolgung preisgegeben. Es geht nie gegen die Deliquenz an sich, es geht auch hier gegen die Loser.

Es ist gerade der Aufdeckungsjournalismus, der das Unbehagen ins Ressentiment wandelt, ob er es nun bezweckt oder nicht. Es geht um Registrieren und Kassieren, nicht um Reflektieren und Kopieren. Mag das Unbehagen seine Berechtigung haben, so ist das Ressentiment eine Verunglückung. Dem unglücklichen Zustand folgt eine unglückliche Sicht. Nicht eine Gesellschaft kommt mit sich ins Reine, es werden vielmehr Rituale einer regelmäßigen Säuberungsaktion, demokratische Schauprozesse, geboten. Es geht um Ersatzbefriedigungen für ein Publikum, das nach Opfern und fremden Intimitäten giert. Die unaufhörlichen Sex-and-Crime-Spiele der Journaille befriedigen die niedrigsten, ja widerwärtigsten Instinkte, sie fördern primär Neid, Missgunst, Schadenfreude. – Rübe ab! Schwanz ab! Ab! Ab! Ab!

Skandalisierung liefert den Text (nicht bloß den Subtext) für die Aggressivierung diverser Potenziale. Dort, wo dann die Empörung „unfassbar“ schreit und „ungeheuerlich“ zu sagen pflegt, weiß man, dass das Hirn entweder ausgeschaltet oder nie eingeschaltet wurde. Wer meint, dies oder jenes sei ein Wahnsinn, gibt nur zu erkennen, nichts erkennen zu wollen. Der Satz „Das darf doch nicht wahr sein“ zeigt an, wie Leute denken. Sie wollen die Wahrheit gar nicht so recht wissen, sie ist

störend, nicht befreiend, sie ist eine Enttäuschung, da gibt man sich doch lieber den Täuschungen hin. Derer sind viele und die andern machen's doch auch. Lasset uns dumm sein! Besser gemeinsam als einsam!

So kommt man als Kritiker in die unsägliche Rolle, gelegentlich sogar die Korruption gegen die Jäger zu Pferd (Medien, Politik, Justiz) und zu Fuß (Mob, Stammtisch) zu verteidigen. Schon Karl Kraus erging es so: „Aber freuen wir uns, dass die Dummheit hierzulande wenigstens ein Korrektiv findet: die Korruption!“ (Sittlichkeit und Kriminalität, Frankfurt am Main 1978, S. 270) Es ist freilich ein schwacher, ja resignierender Trost. Es soll hier auch nicht die offizielle Politik in Schutz genommen werden, aber dezidiert ist anzusprechen, dass die Skandalisierung selbst eherner Bestandteil des kulturindustriellen Spektakels ist. Sie ist ja auch Kennzeichen der im Populismus untergehenden Politik. Kein Wahlkampf, ja keine Parteienauseinandersetzung mehr ohne systematische Skandalisierung. Sieht die eine Partei sich von der anderen kriminalisiert, kriminalisiert sie die andere ebenso. So campaignisieren sie sich regelrecht nieder.

Was für die Politik gilt, gilt für den gesamten Sektor der Kulturindustrie, insbesondere für die Medien. Wer andauernd Stimmungsbilder veröffentlicht, wo zuvor in suggestiver Weise danach gefragt wird, ob Elsner in den Häfen soll oder nicht, zeigt wie solche Organe und die von ihr Reorganisierten ticken. Es ist eine aggressive Weggetretenheit, die hier herrscht. Skandale sind Highlights, von und für Leuchten, die high sein wollen. Wenn dann 90 Prozent laut Umfrage für Einsperren sind, wie viele sind eigentlich fürs Aufhängen? Man sieht, was die Leute sehen und wie sie sich Lösungen vorstellen. Es herrscht der Volksgerichtshof der Meinungsumfrage. Ein ganzes Land entdeckt seine Lust an „klickenden Handschellen“, nicht nur der vielgescholtene Stammtisch. Kaum eine Phrase hatte im Sommer 2006 eine solche Karriere gemacht wie diese.

So sprach nicht nur einer aus, was jetzt folgt: „Dass diese Leute dann noch auf freiem Fuß herumspazieren, Golf spielen und sich in französischen Prachtvillen vergnügen und ihre Penthäuser noch immer nicht zurückgegeben haben, ist einfach unglaublich. Ich versteh' ehrlich gesagt nicht, wieso da die Handschellen noch nicht geklickt haben.“ Im populistischen Wordrap: „Diese Leute“, „Golf spielen“,

„Prachtvillen“, „Penthäuser“, „frei herumspazieren“, „vergnügen“, „unglaublich“, – „Handschellen klicken!“ Hier offenbart sich der gesunde Menschenverstand der öffentlichen Meinung in all seiner beschränkten Gemeinheit. Wer das gewesen ist? Landesvater Haider? Die zerstrittenen Gebrüder Strache und Westenthaler? Onkel Pröll? Neffe Pilz? Natürlich hätte es jeder sein können, tatsächlich gewesen ist es aber der Kanzler höchstpersönlich, der in einem Interview mit dem *Kurier* vom 25. Juni 2006 (S. 4) sein Volksempfinden nachdrücklich unter Beweis stellte.

Resümee gefällig? Dieser Staat mag verlottert, sumpfig, ja bananig sein, aber er ist nicht verlotterter, sumpfiger oder bananiger als ähnliche westliche Demokratien. Er ist auch kein Nachzügler, sondern Avantgarde, zumindest was die populistischen Spektakel betrifft. Dieses ist abgedrehter, zugespitzter und in gewisser Hinsicht auch lustiger als etwa bei den endlosen Langeweilern durchgeknallter Ernsthaftigkeit in deutschen Landen. Wird es mal fad, dann füllt Nepomuk Napoleon im Etablissement persönlich ab, und lässt ihn anderntags betrunken durch die Felberstraße kutschieren. Vorher hatte man in irgendeiner Sonde noch gemeint, jetzt traue er sich das aber nimmer. Und ob er sich traut, der Napoleon. Und dann findet man im karibischen Zweitkeller des alten Flöttl auch noch brisante Unterlagen. Man sieht, man hält uns nicht nur auf Trab, die Skandalisierung gleicht einer galoppierenden Fallsucht.

Auffällig ist die mediale wie mentale Überdimensionalisierung von Affären. In Österreich gleichen sie stets einer riesigen Rauschpartie, wo alle, je nach Milieu besoffen, bekifft oder eingekokst sind. Kein Nestroy hätte so viele Rollen zu vergeben. Das ganze Land spielt mit: die Oberen und die Unteren, die gesellschaftliche Mitte und ihre Extremisten, Aufdecker und Zudecker, Polizisten und Geschäftsleute, die Justiz, die Bürokratie, die Parteien, der Kanzler und die Ex-Kanzler, die Schlitzohren und die Neider, die Upgegradeten und die Outgesourceten, die Saubermänner und die Schmutzfinken, die Oberfläche und die Unterwelt. Auch der hier publizierende Autor bemächtigt sich bloß der Rolle eines Schreiberlings, der Krähwinkels Schande akkurat anders interpretiert sehen will. Wer braucht das? Zur Strafe findet sich übrigens eine Figur gleichen Namens, wie könnte es anders sein, in Nestroys Original.

Eichmann, das sind wir alle

DIE PRIVATE SEITE DER DEMOKRATIE

von Peter Klein

Die Wechselwähler, die sinkende Wahlbeteiligung, die eher mäßigen Sympathiewerte, die der Beruf des Politikers in den Umfragen zu erzielen pflegt – diese und viele andere Phänomene haben längst dazu geführt, dass in der veröffentlichten Meinung das Schlagwort vom „Politik-Verdross“ die Runde macht. Große Richtungsentscheidungen sind auf den traditionellen Feldern der Politik nicht mehr in Sicht. Das ewige Gefeielsche um die Prozentzahlen, die hier ein wenig angehoben, dort ein wenig gesenkt werden, lässt der politischen Leidenschaft keinen Raum. Überall haben wir es mit Sachthemen zu tun, die in moderatem Tonfall von den entsprechenden Sachverständigen diskutiert werden. Von Profis formuliert findet so gut wie jede Meinung ihr Plätzchen in der demokratischen Öffentlichkeit. Wozu sollte man da noch selbst aktiv werden?

Nicht einmal die Frage von Krieg und Frieden bringt die Menschen in nennenswerte Bewegung. Auch in diesem Jahr ist die Teilnahme an den Oster-Friedens-Spaziermärschen eher bescheiden ausgefallen. Die politischen Parteien, allesamt demokratisch, merken es am Mitgliederschwund, dass es so etwas wie eine „politische Identität“ nicht mehr gibt. Gleichgültigkeit, Distanz, Misstrauen und Skepsis gegenüber der Politik – das sind wohl die Worte, mit denen man die Haltung der meisten Menschen, und zwar in allen Staaten der westlichen Welt, charakterisieren muss. „Es ist eine Tatsache, dass sich immer weniger Bürgerinnen und Bürger an der Politik und in der Politik beteiligen.“ So ließ sich der Verfassungsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde bereits 1997 vernehmen. Und der Autor des Artikels, in dem dieser Satz zitiert wird, vergisst nicht hinzuzufügen, dass die Bürger stattdessen etwas (vermeintlich) anderes tun: Sie haben sich „in ihrer Mehrheit – undemokratischerweise? – in eine exzessive Privatheit und Verschiedenheit der Lebens- und Unterhaltungsformen zurückgezogen (Johan Schloemann: Ach nähmen sie nur teil wie wir, SZ vom 28.10.2006).

Undemokratisch

Unmokratischerweise? Das Fragezeichen, mit dem der Autor diesen Einschub ver-

sieht, hat seine Berechtigung. Ist die politische Apathie tatsächlich ein Zeichen für das Schwachwerden des demokratischen Systems? Etliche der politischen Beobachter sehen es so. Die einen fürchten um die Demokratie, weil sie meinen, dass sie auf das aktive Mittun der Bürger angewiesen sei. Da ist es fatal zu sehen, dass die Bürger dermaßen privat geworden sind, dass sie sich nicht einmal zum Schutz der eigenen Privatheit aufrufen können. Der Protest gegen den seit dem 11. September rasant ausgebauten „Überwachungsstaat“ findet lediglich in einigen Zeitungen statt. Andere wiederum fürchten, dass sich hinter den langweiligen Ritualen des demokratischen Alltagsbetriebes ein durchaus unerwünschtes Mittun der Massen vorbereiten könnte. Das Volk, wenn es im Originalton seine Stimme erhebt, weiß seit jeher, wer schuld ist. Es hat eine vermaledeite Vorliebe für schnelle, gewaltsame Lösungen, die sich im Handumdrehen in Katastrophen verwandeln. Wer das Volk ruft, muss mit den primitiven Ressentiments der ewig Neidischen und ewig zu kurz Gekommenen rechnen, die die Konkurrenzgesellschaft ja am laufenden Band produziert. Nach dieser Ansicht haben wir es mit einer Ruhe vor dem Sturm zu tun und es droht eine Neuauflage der totalitären Demokratie.

Wieder andere, antikapitalistisch Gesinnte, betrachten die Abkehr von der Politik mit Wohlgefallen. Denn die Demokratie, das wissen sie, ist ja nichts anderes als jene Form der gesellschaftlichen Organisation, in welcher die Menschen frei sind, dem überaus weit verbreiteten Trieb zum Gelderwerb zu gehorchen – womit sie so nebenbei das automatische Subjekt der kapitalistischen Wertverwertung bedienen. Das Erlahmen des politischen Interesses könnte bedeuten, dass sie den Blick von den Prinzipien und Ideen abwenden, um ihn auf den kapitalistischen Boden zu richten, der ihnen alles andere als Sicherheit bietet. Krise der Demokratie – der direkte Weg zur Kritik des Kapitalismus?

Alle diese Positionen, auch die zuletzt genannte, für die ich selbst ein Faible habe, scheinen mir daran zu krankn, dass sie die Demokratie zu sehr als ein Produkt des ge-

sellchaftlichen Bewusstseins betrachten, dessen Wohl und Wehe von einem ausdrücklich darauf gerichteten Wollen und Bekennen abhängt. Wird der politische Wille schwach, greift der „privatistische“ Lebensstil um sich, dann ist das auch ein Schwachwerden der Demokratie. Die Weimarer Republik, der es bekanntlich an überzeugten Demokraten fehlte, ist das geläufige historische Vorbild, aus dem dieser Gedanke sich speist. Dem ist freilich entgegenzuhalten, dass es damals der Masse der Bevölkerung auch an jener „exzessiven Privatheit“ gebrach, mit der wir es heute zu tun haben. Man braucht sich nur die gedrückte Lage der ostelbischen Landarbeiter vor Augen zu halten, wie sie etwa Joseph Roth in „Das Spinnennetz“ (Wien 1923) schildert, um verstehen zu können, dass Privatsein und Privatsein zu verschiedenen Zeiten Verschiedenes bedeutet. Das Problem, das Leben nach eigenem Geschmack und in freier Selbstverantwortung gestalten zu müssen, war seinerzeit, als die „bessere Gesellschaft“ in ihrem Denken und Handeln noch viele Züge der patriarchalen Arroganz und Selbstherrlichkeit aufzuweisen hatte, sicherlich weniger weit verbreitet als heutzutage, wo das Proletariatsmädchen die wichtige Frage zu entscheiden hat, ob es sein Geld für die coole Brustvergrößerung oder doch lieber für den Urlaub ausgeben soll.

Privatheit als Verstaatlichung

Denn das darf man eben nicht vergessen: dass es sich bei der Privatheit per se um eine gesellschaftliche Kategorie handelt. Sie ist ein Moment des als Staat organisierten Gemeinwesens, sie spiegelt den Entwicklungsstand der staatlichen Organisation wieder und ist, was ihren politischen Stellenwert betrifft, nur im Rahmen dieser Organisation zu verstehen. Und da ist es doch eigentlich klar, dass die private Form nur in dem Maße vordringen konnte, in dem die Staatsstätigkeit sich ausdehnte und nach und nach alle Arten von Beziehungen in solche von gleichrangigen Rechtspersonen verwandelte. Die kapitalistische Marktgesellschaft verlangt den persönlich freien Marktteilnehmer und Geldverdiener. Dementspre-

chend wurden die vormodernen Abhängigkeits-, Treue-, Gefolgschafts- und Fürsorgebeziehungen unhaltbar. Sie wurden ersetzt durch Verträge zwischen gleichberechtigten Personen, deren jeweilige Tätigkeit und Lebenssituation dabei als Rechtsmaterie beschrieben (und dementsprechend einheitlich organisiert) werden musste. Selbstverständlich, dass damit die Recht setzende und Recht sprechende Gewalt, der Staat mit einem Wort, an Umfang und Gewicht zunahm. Wenn aber der freie Wille als die Grundausstattung einer jeden Rechtsperson, die sie zum Verträge schließen benötigt, auf der Ebene des einzelnen Individuums angelangt ist, dann heißt das eben, dass die Individuen voneinander getrennt und unabhängig, dass sie durchgängig zu Privatpersonen geworden sind. Etwas anderes haben die philosophischen Vordenker des modernen Staates unter Freiheit und Gleichheit nie verstanden. Die Menschen sind nach dieser Auffassung a priori voneinander getrennte Einzelwesen, Freiheit ist die Freiheit voneinander, weshalb der Zusammenhang der Menschen als eine extra Veranstaltung konzipiert werden muss: als ein System allgemeiner Gesetze, das es den empirischen Unterschieden zwischen den Menschen nicht mehr gestattet, irgend Einfluss auf ihren rechtlichen Status zu nehmen.

In diesem Sinne wäre ein Staat dann vollendet, wenn er, als Rechtssystem allgegenwärtig geworden, für sich selbst keine Aufmerksamkeit mehr beansprucht. In einem solchen Staat, der gleichsam ohne ideologischen Eigennamen funktionieren würde, rein als eine Recht setzende, Recht ausführende und Recht sichernde Maschine, hätte die Rechtsform sozusagen in jedem einzelnen Individuum Wurzeln geschlagen. Die Bürger dieses Staates würden sich immer schon, ohne dass es ihnen noch zu Bewusstsein käme, als Rechtspersonen verstehen, und das private Dasein wäre zum selbstverständlichen Ausgangspunkt all ihrer Interessen und Bedürfnisse geworden. Selbst noch die Weltanschauung würden sie – unter Außerachtlassung der Welt, in der sie sich tatsächlich befinden – für ihre private Angelegenheit halten. Die Rede ist natürlich von der modernen Demokratie. Sie scheint mir diesem Idealbild von einem Staat, der nichts weiter mehr ist als ein Funktionsraum für private Interessen, in der Tat nahe zu kommen. Die Single-Gesellschaft unserer Zeit ist nicht die vom Staat abgewandte, sondern die total verstaatlichte Gesellschaft.

Funktion als Charakter

Die Pioniere dieser Art von individualistischer Privatheit, die ihren Konstitutionsbedingungen gegenüber blind ist, konnten die Abkehr von der „Herde“ und dem „Herdenbewusstsein“ noch als ein aufregendes und belebendes Abenteuer empfinden. In Zwiesprache mit sich selbst treten, sich selbst finden, zu sich selbst stehen – das sah damals nach Fülle und Reichtum aus. Die Nietzsche und Hesse vermochten die Schmerzen und Wonnen der „Einsamkeit“ noch zu kultivieren. Damit ist es in den Zeiten der „einsamen Masse“ (Riesman) vorbei. Die Herde besteht heute aus lauter „selbstverantwortlichen Individuen“, die in ihrem „Selbst“ vergeblich nach einem Inhalt suchen.

Es liegt auf der Hand, dass dieser Vergesellschaftungszustand, bei dem gigantische, weltweit dimensionierte Produktivkräfte von Leuten gehandhabt werden, die allesamt in der privaten Form eingesperrt und mit der privaten Lebensgestaltung beschäftigt sind, äußerst katastrophenträchtig ist. Schon die Weltkriegsepoche hat ja gezeigt, welche gewaltigen Destruktionspotentiale die kapitalistische Gesellschaft gerade dadurch zu mobilisieren vermag, dass sie in weiten Bereichen als eine rein nach objektiven Kriterien der Effizienz organisierte Maschine funktioniert, die das private Meinen und Trachten der Menschen unberührt lässt. Adolf Eichmann, der „persönlich“ ...nie das Geringste gegen die Juden gehabt“ hat (S. 54), aber gleichwohl ihre Ausrottung organisierte, gilt seit Hannah Arendts berühmtem Buch (Eichmann in Jerusalem – Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München 1964) als der Prototyp des modernen Menschen, bei dem die private Motivlage und das praktische Funktionieren im Rahmen der bürokratischen Maschinerie weitgehend voneinander dissoziiert sind. „Außer einer ganz ungewöhnlichen Beflissenheit, alles zu tun, was seinem Fortkommen dienlich sein konnte, hatte er überhaupt keine Motive“ (ebd., S. 15 f.).

Obwohl die Hitler-Diktatur in hohem Grade ideologisch aufgeladen war, obwohl sie sich als ein geschichtsmetaphysisches Werk in Szene setzte, bei dem das Schicksal Deutschlands, der weißen Rasse und überhaupt der Kultur auf dem Spiel stand, war sie längst genug Staat, um in massenhaftem Umfang diese Eichmann-Problematik hervorbringen zu können. Hinterher gaben die meisten der Beteiligten zu Protokoll, dass sie sich lediglich in

der Rolle des Zuschauers, wenn nicht gar des Opfers befunden hätten. Sie hätten nichts weiter getan, als im Rahmen des allgemein Üblichen ihrer Pflicht zu genügen.

Meines Erachtens handelt es sich bei dieser Wahrnehmung keineswegs bloß und nicht einmal in erster Linie um Heuchelei, sondern um ein Problem, das der moderne verstaatlichte Mensch mit der Wirklichkeit überhaupt hat. Eben in der Rede von dem, was allgemein üblich ist oder allgemein gilt, scheint diese Problematik auf. Denn die Allgemeinheit ist diejenige Kategorie, auf der das beruht, was wir Objektivität nennen. Und das ist, wie wir seit Kant und seiner Formulierung des Ding-an-sich-Problems wissen, etwas durchaus anderes als die konkret gelebte Wirklichkeit. Weil die Objektivität das ist, was allgemein gilt, betrifft sie mich in dem, was ich *persönlich* bin, gerade nicht. Im Hinblick auf die Objektivität muss ich von meiner konkreten Situation und Befindlichkeit abstrahieren. Hier ist meine Vernunft gefordert, dasjenige von mir, was sich auf Objektivität beziehen, was mit Objektivität umgehen und also in den Kategorien von Richtig und Falsch denken kann. Richtig im Sinne Kants und des modernen Staates ist aber immer das, was mich und alle anderen Privatpersonen, die über einen freien Willen verfügen, in dieser Subjektform bestätigt. Dagegen muss das, was mich als empirisch konkrete Person kennzeichnet und ausmacht, einschließlich meiner Gefühle und Neigungen, zurückstehen. Es findet diesseits davon statt, eben in jenem Bereich, in dem ich nicht der Allgemeinheit und ihren Sachzwängen gehöre, sondern, dank meines privaten Daseins, von ihr getrennt bin.

Takt der Objektivität

Nun ist aber, siehe oben, dieses private Dasein inzwischen auf das Niveau des einzelnen Individuums heruntergekommen. Irgendwelche organisatorischen Erfordernisse, Beziehungen zu anderen Menschen, die in persönlicher Verantwortung zu gestalten wären, fallen auf diesem ebenso reduzierten wie verallgemeinerten Niveau von Privatheit nicht mehr an. Der Bourgeois und der Gutsbesitzer des 19. Jahrhunderts hatten es innerhalb ihrer Privatsphäre, für welche ihnen ihr Betrieb und Hausstand gelten mussten, mit Untergebenen und Schutzbefohlenen zu tun. So verpflichtete sich, „wer in der Darmstädter Firma E. Merck 1853 einen Arbeits-

vertrag unterschrieb, ... gegenüber dem ‚Brodherrn‘ nicht allein zur pünktlichen Ausführung aller Arbeiten sowie zur unbedingten Übernahme notwendiger Überstunden, sondern auch dazu, ‚durch Fleiß, Treue und ordentlichen Lebenswandel die Zufriedenheit seines Herrn zu erwerben‘“ (Jens Bisky, Ein Volk bei der Arbeit, SZ vom 24.4.2008). Die moderne Privatperson jedoch hat es bloß noch mit anderen Privatpersonen zu tun. Deren Beziehungen gehören aber von vornherein ins Jenseits der vom allgemeinen Gelten des Rechtssystems gewährleisteten Objektivität. Organisatorische Kompetenzen werden von der Privatperson nicht erwartet und nicht trainiert. Sie ist nur für sich selbst verantwortlich, alles andere regeln die Gesetze. Kaum eine Management-Entscheidung, bei der nicht der Justitiar zu Rate gezogen werden müsste, kaum eine Familie, die ihre Zwistigkeiten ohne den Beistand der Rechtswissenschaft beizulegen vermöchte. Selbst die Frage, ob und in welchen Zeitabständen ein Vater sein außerehelich geborenes Kind sehen darf oder muss, wird öffentlich diskutiert – als eine Herausforderung für das Rechtssystem.

Mit dem persönlichen Leben ist es unter diesen Umständen nicht weit her. Hannah Arendt hatte schon zu ihrer Zeit Recht, dieses Wort, mit dem Eichmann sich „persönlich“ zu entlasten suchte, in Anführungszeichen zu setzen. Um wieviel mehr ist die Relevanz des „Persönlichen“ heute in Zweifel zu ziehen, wo die Objektivierung aller Lebenslagen noch viel weiter fortgeschritten ist! Auf allen Seiten ist das private Individuum von Normen und Regeln umstellt, überall gibt die Objektivität den Takt vor, überall handelt es sich darum, die Entscheidung zwischen „richtig“ und „falsch“ zu treffen. Da bleibt für das Fühlen und Spüren, das in früheren Zeiten immerhin beim weiblichen Geschlecht ein Unterkommen gefunden zu haben schien, freilich auch nur im Rahmen der seinerzeitigen Privatsphäre, nicht mehr viel Platz.

Zunächst waren es die sozialen Rangunterschiede, die sich im Jahrhundert des (mal mehr, mal weniger nationalen) Sozialismus zu bloßen Funktionskategorien objektivierten. Dank des ziemlich in die Breite gegangenen Wirkens von Psychoanalyse und Feminismus sind inzwischen auch die Gefühle auf die „andere Seite“, nämlich der Objektivität, übergegangen und zum Gegenstand kluger Erörterungen in klugen Büchern geworden. So schreibt Eva Illouz in ihrem Buch „Ge-

Monster

Fast jede/r kennt den Spruch des frühmodernen Theoretikers Thomas Hobbes, dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sei. Beim altrömischen Komödiendichter Plautus, von dem er seinen Satz hat, heißt es aber: „Ein Wolf ist der Mensch dem Menschen, nicht ein Mensch, wenn man sich nicht kennt“. Für den Neuerer ist es eher umgekehrt. Grade weil man sich kennt, weiß man, dass man dem anderen ans Leder, an die Wäsche will. Das Raubtierhafte am Menschen verliert sich nicht mit der Bekanntschaft, es ist das Wesen seines Umgangs.

Das als Natur festzunageln, was das Leben in der Gesellschaft aus den Menschen in der Regel macht, ist freilich eine alte schlechte Gewohnheit der Philosophen. Was Hobbes in der Frühzeit unserer Epoche als die endlich entdeckte „natürliche“ Begründung der Notwendigkeit einer absoluten Monarchie beschrieb, ist in den späten Zeiten demokratischer Selbstbeherrschung der Menschen in einem zunehmend entscherten Zusammenleben nur virulenter geworden. Je mehr nicht nur aller Bedarf an Sachen, sondern auch jede menschliche Beziehung, jedes Bedürfnis nach Anerkennung, Ansehen und Zuwendung

an Geld, Leistung, Arbeit und Konkurrenz gebunden sind, desto mehr nimmt das Leben die Züge der Hobbes'schen „Natur“, seiner fürchterlichen Utopie des Krieges aller gegen alle an.

„In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt“, soll Napoleon gesagt haben. Was idealtypisch festhält, wie manns Bedürfnisse in dieser Gesellschaft geformt werden und Befriedigung suchen. Das Entsetzen, das sich kurzfristig ausbreitet, wenn „Lust“-Verbrechen an Frauen und Kindern – wie in der letzten Zeit in Belgien, Österreich und Frankreich – in den Medien hochgekocht werden, ist durchaus echt. Einerseits dringt so die grundlegende Isolation, Einsamkeit und Schutzlosigkeit der Schwächeren oft selbst im engsten Kreis der Familie für einen Augenblick ins Bewusstsein, andererseits die peinsame, ungerne thematisierte Erkenntnis des Geheimrats Goethe: „Ich kann mir kein Verbrechen vorstellen, das nicht auch ich hätte begehen können“. Beides wird im Skandal externalisiert und wieder verdrängt – und mit dem Schrei nach mehr „Sicherheit“ dem Leviathan Staat überantwortet, der dafür sorgen soll, dass wir in jeder Hinsicht mehr vom Gleichen bekommen. L.G.

fühle in Zeiten des Kapitalismus“, im Zuge der Rationalisierung von Beziehungen komme es zu der Vorstellung, „dass Emotionen ins Selbst gesperrte separate Entitäten sind, die durch Verschriftlichung zu fixierbaren, vom Selbst ablösbaren Entitäten werden, denen mit Beobachtung, Manipulation und Kontrolle beizukommen ist“ (Eva Illouz: Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004, Frankfurt/M 2006; Besprechung durch Jens Bisky, SZ vom 28.7.2006). Das existenzielle Bedürfnis, das einmal viele bewegte, ist domestiziert und eingehegt worden durch das Recht, das die Menschen nur als Einzelne respektive Private kennt, die der Versicherungspflicht unterliegen. Wo immer eine empirische Unebenheit auftritt, die das runde Laufen der kapitalistischen Maschine stören könnte, ist flugs ein „Antidiskriminierungsgesetz“ zur Stelle, das sie glatthobelt. Wenn es nach der Transgendersonne geht, der „letzten Bürgerrechtsfront“ (SZ vom 3.5.2008), wird dem-

nächst auch der Geschlechtsunterschied zu jenen empirischen Tatsachen gehören, die es juristisch nicht mehr gibt.

Die Demokratie ist logischerweise die Endstation der Demokratisierung. Als solche ist sie der Friedhof, auf dem all die Hoffnungen, Träume, Leidenschaften und Illusionen begraben sind, die die verschiedenen „Materien“ auf ihrem Weg zur Rechtwerdung begleiteten. Die Zeit der kollektiven Bewegtheiten ist jedenfalls vorbei, und die Frage, wie sie sich bei dem, was allgemein gilt und ihr Verhalten bestimmt, *fühlen*, besitzt für die meisten Menschen bloß noch einen hypothetischen, wenn nicht utopischen Charakter. Einen Beitrag zur Veränderung dessen, was sie für die einzig denkbare Realität halten, können sie darin nicht erkennen. Fühlen kann man sich bekanntlich, wie man will – im Übrigen gilt, frei nach Kants kategorischem Imperativ: „Wat mutt, dat mutt.“

Mit anderen Worten: Für die Insassen der modernen Demokratie ist es eine

Selbstverständlichkeit, dass sie objektiv definierte Funktionen ausüben, die mit ihnen „persönlich“ nichts zu tun haben. Da ihr persönliches Leben von Objektivität wie von einer Plastikfolie versiegelt ist, sind sie bei dem, was sie tun, grundsätzlich nicht präsent, sie sind niemals mit ganzem Herzen bei der Sache, an welche sie persönlich nichts, die „objektive Notwendigkeit“ des Gelderwerbs dafür umso fester bindet. In diesem Sinne schreibt der französische Philosoph Bernard Stiegler, dass die „psychosoziale Verfassung der Gegenwart“ als „globales Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom“ zu bezeichnen sei. Er spricht von einer „Gesellschaft verantwortungs- und rücksichtsloser Wesen, die keine Sorge – weder die Sorge für sich, noch für die anderen, noch die Welt – mehr kennt“ (Bernard Stiegler: Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien, Frankfurt/M 2008; Besprechung durch Erich Hörl, SZ vom 22.4.2008. Peter Sloterdijk beurteilte in den achtziger Jahren das Phänomen, das damals locker und spaßig aussah, noch positiv. Es schien ihm die „kynische“ Gegenthese gegen die herrschende „zynische Vernunft“ zu sein).

Umgekehrt heißt das natürlich, dass sich das kapitalistische System vom persönlichen Meinen und Für-wahr-Halten, das die allemal privaten Individuen in bunter Vielfalt betreiben – von der Wiking-Jugend bis zum Bibel-Kreis ist jedes Hobby vertreten –, restlos emanzipiert hat. Die Maschine der Wertverwertung frisst die natürlichen Ressourcen der Erde bis zu deren völliger Erschöpfung. Urwälder werden vernichtet, Wüsten breiten sich aus, das Klima kippt, Hungersnot und Bürgerkrieg wüten in vielen Ländern,

weite Teile der Welt versinken in Not und Elend – und diejenigen, die diese außer Rand und Band geratene Maschine in aller privaten Unschuld täglich bedienen, haben mit all dem nichts zu tun! *Persönlich* nichts zu tun, muss man sagen, denn das, was der Geschäftsverlauf und die Objektivität des Marktes verlangen, steht ja auf einem ganz anderen Blatt.

Modus als Struktur

Das Privatsein ist offensichtlich der Modus, in dem wir als Bestandteile des kapitalistischen Systems funktionieren können, ohne „dafür“ sein zu müssen. Das liegt eben daran, dass uns im hoch verrechtlichten Kapitalismus der modernen Demokratie überall nur die Objektivität gegenübersteht. Dieses Gegenüberstehen ist kennzeichnend für die Subjekt-Objekt-Konstellation, in der sich das moderne Denken seit Descartes herumtreibt und wir, wie Slavoj Žižek schreibt, auf dem besten Wege seien, „abstrakte kartesianische Subjekte“ zu werden (in seinem Aufsatz „Das wahre Erbe des Jahres 1968“, SZ vom 3.5.2008). Nach den Jahrhunderten der Verrechtlichung, vulgo Demokratisierung, ist jene Konstellation zur Struktur der modernen Gesellschaft geworden. Wo und wann immer wir es mit „objektiven Gegebenheiten“ zu tun haben, bringt uns der Subjektstatus, in dem wir uns als private Rechtspersonen immer schon befinden, in die Position des Gegenüber- oder Außerhalbstehens. Die Abstraktion, die dieser Konstellation zu Grunde liegt, hat Kant sehr einleuchtend als ein stillschweigend unterlaufendes „Apriori“ bezeichnet – allerdings „der Vernunft“, was heute, da das Abstrahieren keineswegs bloß im Denken stattfindet, vielleicht nicht mehr ganz so einleuchtend klingt. Für diejenigen, die in diesem Apriori befangen sind (und wer ist das nicht?), hat es jedenfalls einen die Wirklichkeit verschleiernenden Effekt. Ähnlich jenem Tarnumhang, der Harry Potter zur Verfügung stand, bringt es die Tatsache zum Verschwinden, dass es ja allemal die privaten Subjekte selbst sind, die in ihrem täglichen Funktionieren jene Objektivität erzeugen, für die sie *persönlich* keine Verantwortung tragen.

„Es ist Krieg“, sprach der Soldat und stieg in den Zug, der ihn nach Russland bringen sollte. „Es gibt ein Umweltproblem“, sagt der Bürger heutzutage, und dabei steigt er ins Auto oder ins Flugzeug. Da man dem System nicht mehr aus-

drücklich zuzujubeln und mit „Heil“-Rufen seine Unterstützung kundzutun pflegt, besitzt dieses „Es“ heute mehr Gewicht als jemals zuvor, viel mehr als zur Zeit Adolf Eichmanns. Niemand ist da, der die Katastrophe im Namen irgendeiner menschenfresserischen Ideologie fordern oder für notwendig erklären würde. Der Krieg gegen das reale Leben, das dem Standpunkt der Objektivität übrigens seit jeher für anrühlich galt, funktioniert heute ohne den ideologischen Aufwand, den die totalitären Regime des 20. Jahrhunderts zu ihrer Zeit noch betreiben mussten. Die moderne Demokratie ist auf Lobhudeleien irgendwelcher Art nicht mehr angewiesen. Der demokratische Kapitalismus kann sich sogar den Luxus des „kritischen Bewusstseins“ leisten und angesichts der Zerstörungen, die er weltweit anrichtet, Betroffenheit zelebrieren. Die Aufrufe zum „Umdenken“ sind Legion.

Die Crux liegt nicht im Denken, sondern im Sein. Weshalb auch die Meinungsfreiheit nicht das edle Gut ist, als welches sie uns von denen, die damit Geld verdienen, angepriesen wird. Bei Hunderten Fernsehsendern und Millionen Druckerzeugnissen ist sie zunächst mal nichts anderes als die rechtlich unerlässliche Grundlage einer weit verzweigten Industrie, die immer schon die Staatsgewalt zu ihrer Voraussetzung hat. Die Zeiten, in denen das Meinen und Bekennen und Eide Schwören noch etwas geholfen hat, sind vorbei. Freiheit und Gleichheit besitzen heute nicht mehr den Stellenwert eines politischen Bekenntnisses. Sie haben sich vielmehr in dem rechtlichen Status, den wir als vereinzelte Privatpersonen innehaben, praktisch und realitätsbestimmend niedergeschlagen. Mehr als alle Glaubenssätze vor ihnen sind sie zum Bestandteil des gesellschaftlichen Seins geworden. Als solches beruht ihre Wirkung nicht auf dem Inhalt, den wir jeweils bezwecken, sondern auf dem Standpunkt, den wir dabei stillschweigend voraussetzen: auf dem stummen Apriori der Privatheit, das wir im Bemühen, „selbständige“ und „selbstverantwortliche“ Mitglieder der Gesellschaft zu werden, die ihr „eigenes Geld“ verdienen, von Kind auf eingeübt haben. So lange dieses Apriori nicht wenigstens mental einen Knacks bekommen hat, braucht uns um die Demokratie als den vollendeten Staat nicht bange zu sein – leider, muss ich sagen. Oder um einen ehemals bekannten Theoretiker zu bemühen: „Die alte Scheiße“ wird sich, Krise hin, Krise her, immer wieder von Neuem herstellen.

Mehrjahresabo der Streifzüge

Einzelheft 5 Euro

1-Jahres-Abo: 14 Euro

2-Jahres-Abo: 26 Euro

3-Jahres-Abo: 36 Euro

3 Hefte pro Jahr

„Bruttosozialglück“

Der *dernier cri* hallt frohgemut durch die Feuilletons der Printmedien und durch die einschlägigen Sendungen des ORF-Radio Ö1, in dem sich die alternativ-links-liberalen Trendsetter ein Stelldichein geben. Ihre neuen Zauberformeln gegen Armut, Arbeitslosigkeit und alle anderen leidvollen Auswirkungen lauten: „Investieren Sie in Ihr Sozial-Kapital! Genießen den direkten Profit, den persönlichen Mehrwert Eurer ehrenamtlichen Tätigkeit! Und Ihr, liebe Unternehmer schafft sozialen und ökologischen Mehrwert!“ – Wie aus einem „Salzburger Nachtstudio“ (Der Kitt der Gesellschaft, 16.4.2008, Ö1) geschlossen werden kann, hat die Soziologie das „soziale Kapital“ als Wundermittel entdeckt. Die Wissenschaft hat festgestellt, wer es hat: diejenigen, die über ein intaktes soziales Netzwerk verfügen, viele Freunde haben (und zumindest neun Leute kennen, die sie notfalls in der Nacht anrufen können), und die in Vereinen wohl tätig sind. Diese Menschen haben ein höheres Einkommen und einen sichereren Job, sind optimistischer, kurz, in allen Lebenslagen glücklicher als andere. Analoges gilt für Sozietäten. Auf wirtschaftlichem und politischem Erfolgskurs seien jene Regionen, in denen Personen mit hohem Sozial-Kapital leben würden. In den letzten Jahren und Jahrzehnten sei das soziale Kapital gefährlich geschwunden. Aber durch eine angekurbelte „Sozial-Kapital-Forschung“ soll jeder Bürger animiert werden, sich diese „rasch erneuerbare Ressource“ wieder anzueignen. Schnell wird klar, worum's tatsächlich geht: Sozial-Kapital ist das trendy Wort für ehrenamtliche Tätigkeit, für „soziale Kompetenz“, für soziales Engagement. Fehlen diese, würden – wie betont wird – die Kosten des Sozialsystems explodieren. Jeder Einzelne und die Gemeinden sollen Verantwortung übernehmen – anstatt die Probleme an das „System“ zu delegieren – und sich selbst um ökologische und soziale Belange kümmern. Forciert wird das etwa durch die Agenda 21 oder durch Gruppen, die Faire-Trade-Produkte und Ökostrom konsumieren oder die die Coolness des Öffi-Verkehrs propagieren. Natürlich müsste auch die Makroebene mitziehen.

In der gesamten Wirtschaft sollte es mehr Kooperation und weniger Konkurrenz, mehr Nachhaltigkeit und weniger herkömmliches monetäres Gewinnstreben geben.

Wie easy die Wirtschaft zum Guten gewendet werden kann, zelebriert der Vordenker in Sachen Kapital-Veredelung Christian Felber in seinem neuesten hochgelobten Werk „Neue Werte für die Wirtschaft – Eine Alternative zu Kommunismus und Kapitalismus“. Das himmelblaue Buch-Cover zieren, wie könnte es anders sein, drei schwarze, gemeingefährlich anmutende Riesenheuschrecken. Für den Autor erwuchs – laut eigenen Angaben – „die Notwendigkeit, dieses Buch zu schreiben“, direkt aus seinem vorigen Bestseller, den „50 Vorschlägen für eine gerechtere Welt“. „Denn so positiv die meisten Vorschläge aufgenommen wurden, sie alle stoßen auf ein gemeinsames Hindernis: das Gewinninteresse mächtiger Konzerne.“ Aber auch diese Ungereimtheit kann beseitigt werden: Die Gesetzgeber (!?) bräuchten den privaten Unternehmen nur andere Ziele vorgeben, sprich, sie für ihr Gemeinwohlverhalten anstatt fürs Gewinnmachen zu belohnen. Dann würde – Hokuspokus – der Wachstumszwang in der Wirtschaft entfallen, weil die einen Unternehmen nicht mehr einen höheren Gewinn als die anderen erzielen und einander deshalb nicht mehr fressen müssten, somit die Vernichtungskonkurrenz erlöschen würde. Das Kapital würde sich vom Zweck zum (guten) Mittel wandeln.

Ja, selbst die Weltbank sei schon auf dem Weg, den Reichtum nicht mehr nur als BIP zu berechnen, sondern beziehe vermehrt soziale Kriterien mit ein. Ein österreichischer Forscher zeigt, wie das geht. Selbst im fernen Bhutan, dem absolutistisch-buddhistischen Königreich, ziehen jetzt neue, glückliche, demokratische Zeiten ein. Der Soziologe und Kulturanthropologe und außerordentliche Universitätsprofessor Andreas Obrecht hat die kulturellen, sozialen und ökonomischen Auswirkungen der im Rahmen der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit durchgeführten Elektrifizierung dieses rückständigen Landes erforscht. Er berichtete in einem „Hörbild“ (9.5.2008,

Ö1), wie die entlegene Dorfbevölkerung – bis dato kaum mit Geld in Berührung gekommen – den Wert ihrer Arbeit zum ersten Mal richtig schätzen lernte: Um den gelieferten Strom bezahlen zu können, muss sie sich von nun an lohnarbeitend verdingen. Dieser Umstand wird von unserem Forschungsbeauftragten unumwunden als Erfolg verbucht. Obrecht beteuert, wie sehr sich das „Bruttosozialglück“ zu vermehren beginne. Wie so viele andere kommt auch er in diesem Zusammenhang sogleich auf die Spiritualität zu sprechen. Manchmal ist sie buddhistischer Provenienz, immerzu wird aber die Verbundenheit mit einem größeren Ganzen beschworen, die durch die neue Wertegemeinschaft entsteht. Nicht in kurzfristigen Genuss soll investiert werden, sondern in das soziale Kapital, zu dem auch die Spiritualität gezählt wird.

Geben all diese positiv gewendeten Begriffe aus der kapitalistischen Ökonomie, garniert mit Religion, nicht zu denken? Schrillen da nicht die Alarmglocken bei dem, was uns da als KRITIK angelehrt wird? Die Zusammenhänge und Auswirkungen der kapitalistischen Verhältnisse zu erkennen und deren Grundfesten samt und sonders in Frage zu stellen, ist offenbar ein so großes Tabu, dass anstatt dessen keine Kosten und Mühen gescheut werden, den Kapitalismus zu rechtzubiegen, bunt anzumalen, wohl-schmeckend zu würzen, um ihn dann als humanisiert, ökologisiert und gezähmt als *die* Alternative zu präsentieren. All das erinnert verdammt an die Esoterik-Bewegung: Auch sie hat alles Unerträgliche und Leidvolle kurzerhand positiv umgemodelt: Zum Beispiel sollte mittels spirituellem Ökofeminismus die Unterdrückung und Benachteiligung der Frau aufgehoben werden, indem das Weibliche überhöht und zur Retterin stilisiert wurde. All diese äußerst oberflächliche Kritik hat natürlich nichts gefruchtet. Nichtsdestotrotz wird in der gleicher Manier, mit gleicher Manie fortgefahren. Aber „ein Problem kann man nicht mit der Art des Denkens lösen, die es geschaffen hat“. Ohne diese hilfreiche Erkenntnis, die schon Albert Einstein formuliert hat, wird sich nichts zum Besseren ändern lassen.

„...und dann gnade uns Gott!“

INTERVIEW MIT MOSHE ZUCKERMANN*

Eckpunkte eines Friedens...

Ich habe mit einer Reihe Leute in Israel gesprochen. Sie haben Angst, dass, ja weil es keinen Frieden mit den Arabern geben könne. Gibt es noch eine politische Perspektive oder muss man sich auf eine Katastrophe einstellen?

Verzweiflung, Absage an die Möglichkeit der Friedenslösung kann man sich gar nicht leisten, wenn man es mit Israel ernst meint. Verzweiflung, weil ich so herrlich bin und die anderen so schrecklich sind, ist Ideologie der Stagnation, während die Realität aber weiterkocht und weiterarbeitet – die Frage bleibt, wie kann ich die Geschichte meistern, sie gestalten, sodass ihre Risiken und Perspektiven transparent werden und ich mit ihnen umgehen kann.

Das Grundverhältnis ist doch, dass man den Frieden hier noch nie erprobt hat. Was man hier erprobt hat, das hat immer eine Gewalteskalation ergeben, die von Intermezzi der Friedenssuche bloß unterbrochen waren – ich rede vom israelisch-palästinensischen Konflikt, denn die anderen, die Israel hier in der Region hat, sind dazu Epiphänomene. Nie hat man die erkannten Voraussetzungen implementiert und versucht, mit den daraus entspringenden Entwicklungen klarzukommen.

Was immer man über den Oslo-Prozess sagen kann und will (ich war dafür, war aber der Meinung, dass er einen Kapitulationsfrieden für die Palästinenser gebracht hätte), er hat klar gemacht, dass es ohne einen massiven Rückzug aus den besetzten Gebieten, ohne einen massiven Siedlungsabbau, ohne Regelung der Jerusalemfrage im Sinne einer Zweistaatenlösung und ohne eine politische Lösung für das Rückkehrrecht der Palästinenser (wie viele kann man aufnehmen, wie kann man sie integrieren) gar nichts zu haben ist.

...damit man hier weiterleben kann

Beruhet israelische und palästinensische Politik nicht auf dem Konflikt und wollen sich gar nicht von ihm wegbewegen?

Die Frage ist doch: Will man leben oder will man heroisch im Recht-gehabt-haben zusammen untergehen. Das zionistische

Projekt wird längerfristig in der Region nicht überleben können, wenn es keine Friedensverhältnisse hat. Jetzt geht es noch darum, ob man dieses oder jenes Gebiet besetzt hat. Aber in einiger Zeit, wenn vielleicht die ganze Region nuklearisiert ist und auch der Terror und eventuell auch die Guerilla nuklearisiert ist, geht es für Israel um die Frage, ob man es auf Gewaltverhältnisse ankommen lässt, die nicht mehr kontrollierbar sind. Um die Frage, ob Israel längerfristig in der Region überleben kann – nicht, ob man militärisch überleben kann, sondern ob man als eine sich von allen anderen Staaten der Region abgrenzende Bastion überleben kann.

Das ist aber ein Ding der Unmöglichkeit. Nicht, weil Israel nicht militärisch bestehen kann – natürlich kann niemand in der Region die Existenz Israels bedrohen, ohne seine eigene Existenz zugleich aufs Spiel zu setzen –, sondern weil es für die Gesellschaft nicht erträglich sein wird, wenn sie auch die nächsten vierzig, fünfzig Jahre unter der Bedingung permanenten Terrors und der Aufrechterhaltung der Okkupation leben muss, wenn die Lebensbedingungen dadurch so unerquicklich werden, dass es mit einem massiven Brain-Drain, massiver Kapitalflucht und einem Ekel vor einem solchen Leben einhergehen wird.

Es stellt sich also gar nicht so sehr die moralische Frage, ob wir den Palästinensern gegenüber böse sind und sie uns gegenüber zu gewalttätig sind usw. Die Fehler, die wir über vierzig, sechzig, ja hundert Jahre permanent gemacht haben in der Regulierung dessen, was dann später der palästinensisch-israelische Konflikt genannt worden ist, sind keine Strukturmerkmale, die unüberwindbar wären. Es geht hier um historisch entstandene Strukturen, die auch historisch überwindbar sind. Die einzige Frage ist, will man sie erkennen und überwinden.

Die Politik sowohl Israels als auch Palästinas kann sich nach dem Ende des Kalten Kriegs nicht mehr dadurch erhalten, dass sie über das Negative läuft, also der innere Zusammenhalt Israels und der Palästinenser sich über die äußere Bedrohung erhält (wobei das die gegenwärtige palästinensische Spaltung ja doch nicht verhindert hat). – Eine solche Strategie kommt an ihr Ende, denn der Friede ist keine moralische Frage, er ist auch kein

Nice-to-have, er ist ein Muss. Wenn man die Perspektive darin sieht, dass Israelis, Palästinenser und Jordanier, Syrer usw. in ihren eigenen Ländern leben und in Kooperation (in meiner Vision in einer Konföderation oder ähnlichem) miteinander die drängenden Probleme der Region wie z.B. die Wasserfrage lösen, dann braucht es Frieden und dafür gibt es die vier genannten Grundvoraussetzungen, die unbedingt angegangen werden müssen.

Skylla und Charybdis des Zionismus

Nun leidet Israel ja an beträchtlichen inneren Gegensätzen...

Die gesellschaftliche Kluft ist ein krasser Widerspruch zu den Vorstellungen des klassischen Zionismus – wir gehören zu den drei entwickelten Ländern mit der größten sozialen Kluft. Natürlich kann man die Kohäsion eine Zeit lang durch die äußere Bedrohung herstellen, wenn man sich mit der inneren Zerklüftung nicht auseinandersetzen will. Andererseits kann diese jetzt mit Sicherheitsfragen nicht mehr länger abgedeckt werden. Ja, gerade dass vierzig, fünfzig Prozent des Budgets für Sicherheit ausgegeben werden, trägt zu diesem Riss entscheidend bei. Die Frage, was denn mit dieser Gesellschaft werden soll, wenn diese Entwicklung weitergeht, ist entscheidend; eine Entwicklung, die auch vom Standpunkt des Nationalstaats äußerst kontraproduktiv ist.

Den äußeren Konflikt perpetuieren, weil man sich mit den inneren Konflikten (vor allem den sozialen, den ethnischen zwischen den jüdischen Israeli, dem arabisch-jüdischen innerhalb Israels und den Problemen zwischen Staat und Religion) nicht auseinandersetzen will, das funktioniert nun nicht mehr, weil die Auseinandersetzung mit den Palästinensern für den Zionismus zu einer Situation von Skylla und Charybdis gediehen ist, dass man nämlich entweder die Besetzung aufrechterhält und die Struktur einer Binationaltät bekommt oder die Verzichtmaßnahmen in Richtung Frieden setzt.

Ersteres stellt Israel zunehmend vor die Alternative, ein radikaler Apartheid-Staat zu werden, der eine wachsende Majorität unter dem Stiefel hält, oder kein jüdischer, sondern ein binationaler Staat zu sein, auch wenn er politisch als solcher nicht

* Mit Moshe Zuckermann sprach Lorenz Glatz am 30. März 2008 in Tel Aviv.

abgesegnet ist. Beides wäre das Ende des Zionismus.

Wenn man sich aber nicht auf Binationalität und damit auf das Ende des jüdischen Charakters des Staates, ja auf eine palästinensische Mehrheit einlassen und daher die Gebiete den Palästinensern zurückgeben wollte, bekommt man eine bürgerkriegsähnliche Situation, die von den fünf- bis zehntausend religiös motivierten Hardlinern auf der Westbank ausgeht, die die Staatsräson nicht mehr anerkennen und den Abzug wortwörtlich nur über ihre Leichen zulassen wollen. Das Westjordanland (Judäa und Samaria als Teil der biblischen Verheißung) hat da zahlenmäßig und religiös-ideologisch eine ganz andere Dimension und Qualität als Gaza, die weit in die israelische Gesellschaft hineinreichen.

Man kann hier im Interesse des Lebens und des Friedens nicht mehr lange zuwarten mit den genannten notwendigen Schritten. Der ganze Prozess wäre als Zweiphasenlösung machbar. Zuerst eine Zweistaatenkonstruktion, die dem derzeitigen Stand der Wünsche nach einem jüdischen Staat und nach palästinensischen Souveränität entgegenkommt, und dann früher oder später angesichts der anstehenden Aufgaben eine bi- und mehrnationale Lösung, eine Föderation oder Konföderation Israels, Palästinas und vielleicht auch Jordaniens und Syriens.

Tatsächlich ist die Zweistaatenlösung schon viel populärer angesagt als noch vor dreißig Jahren. Heute reden auch die Politiker schon davon, auch Sharon hat von ihr gesprochen. Zumindest vorbewusst wissen im Grund alle, worum es geht. Die Aufgabe ist, das auch durchzusetzen gegen die zu erwartenden Widerstände. Es gibt aber derzeit keine Persönlichkeit und keine Partei, die dazu willens und fähig wären.

Die Angst zu wissen, was man weiß

Gibt es in der israelischen Gesellschaft Strömungen, Bewegungen in diese Richtung?

Nein. Aber das muss noch nichts heißen: In den Sechzigern war man noch ein erschießungswürdiger Verräter, wenn man von zwei Staaten gesprochen hat. Heute reden alle davon und von der „demographischen Zeitbombe“. Die Zionisten müssen handeln, wenn Juden nicht zur „Minderheit im eigenen Land“ werden sollen.

Ein Leben für die Konfliktanten wird es auf Dauer nur geben, wenn ihr Konflikt friedlich beigelegt ist. Das heißt freilich, dass sich die Politik von allem verabschieden muss, was man bis jetzt getan und gedacht hat. Momentan steht eben die eine

Sache an: Ist Israel fähig, und Israel hat die Karten in der Hand, die Gebiete zurückzugeben, den Siedlungsabbau bei allem Schmerz und aller Gewalt, die das bedeuten mag, durchzusetzen, anzuerkennen, dass die Palästinenser in Ostjerusalem ihre Hauptstadt haben und hundert- bis zweihundertfünfzigtausend Palästinenser zur Familienzusammenführung aufzunehmen, oder ist es dazu nicht fähig.

Wenn nicht, dann kann die Idylle, in der wir hier sitzen, weiter jede Minute in eine Apokalypse umschlagen. Erst letzte Nacht war wieder großer Alarm in der Nähe von Tel Aviv, weil ein palästinensisches Kommando eingedrungen ist. Das Ganze ist als Strukturproblem zu begreifen und nicht als ein moralisches, wer angefangen hat und wer schuld ist. Wenn es keine Neuordnung der Struktur gibt, führt das unweigerlich in die Katastrophe, zu einem unvorstellbaren Gemetzel.

Das israelische Militär kann so wie die USA in Irak und Afghanistan mit Guerillakrieg und Terror nicht umgehen, dafür ist ein Militär nicht gebaut. Obwohl eigentlich alle schon wissen (könnten), worum es geht, machen und reden sie doch noch immer doofe Ideologie. Ein halbes Jahr vor dem Einmarsch der USA in den Irak 2003 hat uns in Ramallah in der Palisad-Gruppe (ein paar Dutzend palästinensische und israelische Intellektuelle) die palästinensische Anthropologin und Politologin Rema Hammami eine Analyse dessen geliefert, was passieren wird, wenn die USA in den Irak gehen. Sie hat Punkt für Punkt und in vielen Details beschrieben, was dann tatsächlich so passiert ist, vom Sieg über Saddam Hussein bis zur Herausbildung einer Art von „zweitem Vietnam“. Und das Pentagon und das Weiße Haus hätten so etwas nicht wissen können, nicht gewusst?

Die Frage für Israel ist doch: Warum will man mit dem, was man eigentlich weiß, nicht umgehen? Der Grund dafür ist, dass in der Struktur eine Sackgasse entstanden ist, in der man bei jeder Alternative, die sich anbietet, etwa Rückzug oder Nicht-Rückzug, eine Katastrophe kommen sieht – sodass man sich in einer Stagnation festgefahren hat. Dann hört man die bekannten Ideologien vom mangelnden Gesprächspartner (den man selber äußerst geschwächt bzw. in den Tod hat auslaufen lassen), von den Ängsten, dass jeder Rückzug Beschuss von Städten bedeutet (als ob Tel Aviv nicht schon beschossen worden wäre und bald von überall her beschossen werden kann) und von den Arabern, die eben „so“ sind.

Statt dessen sollte man sich doch fragen, wie das alles so geworden ist und wie man eine Konstellation herstellt, in der der Beschuss von Tel Aviv und der Terror kein Thema mehr sind. Schon kurz vor dem Golfkrieg von 1991 hat der religiöse Philosoph und Naturwissenschaftler Jeschajahu Leibowitz in einer Pressekonferenz festgestellt, dass Saddam Hussein keine Handhabe hat, Israel zu beschießen, wenn man jetzt Friedensgespräche mit den Palästinensern beginne. Tatsächlich ist es so, dass die Machtposition von Hisbollah, Dschihad, Hamas, der gesamte Terror untergraben wird noch sonst jemand eine Handhabe für einen Angriff auf uns hat, wenn Israel und die Palästinenser Frieden machen.

Verhältnisse sind historisch geworden und können historisch verändert werden. Selbst wenn Frankreich und Deutschland die zwei Weltkriege gebraucht haben sollten, um zu einem Frieden zu kommen, dann hätten wir hier unser Pensum auch schon erfüllt.

Der Friede ist machbar...

Allerdings hat der Friedensprozess zwischen Deutschland und Frankreich auf dem wirtschaftlichen Aufstieg im Fordismus beruht, während heutzutage ökonomische Krise und Desintegration vorherrschen.

Ich sehe eher eine Barbarisierung des Kapitalismus, die ja auch in den Klüften der israelischen Gesellschaft zutage tritt und bei den Palästinensern etwa in den Gegensätzen zwischen dem Fellachentum der Dörfer und dem Bürgertum von Ramallah und Nablus noch erscheinen wird. Eine Beilegung des politischen Konflikts würde jedoch hier lokal eine rapide Anhebung des Lebensstandards bringen – bei Anwachsen der bestehenden sozialen Kluft. Gerade wegen der Neuralgie dieser Region würde nämlich aus geopolitischen Gründen wie der Sicherung der Ressourcen große Mengen Kapital investiert werden. Ein Beispiel, wie das heute geht: Eine türkische Kapitalgruppe wollte dieser Tage, abgesegnet von der türkischen Regierung und abgesprochen mit den Palästinensern, einen Industriekomplex mit etwa zwanzig-, dreißigtausend Arbeitern und Angestellten in den Gebieten errichten – wo etwa 50 Prozent der Leute arbeitslos sind. Autonomiebehörde und israelische Regierung haben darüber gestritten, ob das nur in Area B oder auch in Area C geschehen darf (was politisch tatsächlich einen Unterschied macht) – und die Investoren haben sich zurückgezogen. Ohne den Konflikt würden die USA, die EU, die Oligarchen aus Russland und die Ölststaaten der

Golfregion Geld reinpumpen. Kapitalistisch gesprochen gibt es hier ein enormes Know-How und billigste Arbeitskraft nebeneinander. Natürlich begeistert es mich nicht, dass nun hier die neuen kapitalistischen Widersprüche reproduziert werden. Aber man kann diese Phase, in der auch erst zivilgesellschaftliche Strukturen hergestellt werden, nicht überspringen.

...weil die Menschen leben wollen

Sie sind also recht optimistisch, dass der grassierende Irrsinn der Gottesstaatskämpfer und Selbstmörder aktuell überwindbar ist.

Ja, ich kann nicht davon ausgehen, dass arabische Eltern eher bereit sind, auf ihre Kinder zu verzichten, als israelische oder sonst welche. Es ist ja kein essenzielles Attribut von Menschen, dass jemand sich einen Sprengstoffgürtel anlegt und auf einer belebten Straße in Tel Aviv in die Luft sprengt, sondern das ist eine historisch entstandene Ideologie, eine Verzerrung usw.

Im Vergleich zu seinem Verhältnis zum Christentum hat das Judentum im Islam nicht zu leiden gehabt. Erst durch das mit dem Zionismus entstandene politische, territoriale Problem hat sich eine Hassstruktur entwickelt, im Zusammenhang mit postkolonialem Hass in der sogenannten Dritten Welt. Schließlich besitzen ja laut UNO die reichsten ein Prozent der Weltbevölkerung die Hälfte des Weltreichums. Aus solchen Umständen nährt sich das islamistische, postkoloniale Resentiment – der Westen ist der Kapitalismus, der Kapitalismus ist die Zirkulationssphäre, die Zirkulationssphäre sind die Juden, daher kämpfen wir gegen die Juden. Das ist – anders als in den traditionell christlichen Ländern – hier noch nicht lange so und überwindbar.

Nun wird es aber darauf ankommen, dass sich gegen den Wahnsinn Menschen zusammentun. Es wird ja nicht reichen, auf einen charismatischen und vernünftigen Politiker zu warten.

Natürlich hat es kein Politiker in der Geschichte vermocht, etwas zu bewegen, wenn dahinter keine gesellschaftlichen Kräfte waren. Was hier geschehen wird, ist nicht determiniert, aber wenn ich davon ausgehe, dass die Leute überleben wollen, dann können sie auch aus der Struktur heraus begreifen, dass es keine Alternative zum Frieden gibt und dafür eintreten. Wenn man das nicht begreift, dann erliegen wir dem Samson-Syndrom, wir werden untergehen und die andern mit in den Tod nehmen.

Es ist nämlich wohl wahr, dass jeder, der Israel vernichtet, seinen Untergang mit festgeschrieben hat. Es ist aber auch wahr, dass die Abschreckung begrenzt ist, weil unter den gegebenen Bedingungen längerfristig niemand existieren kann. Und in Ländern, wo wie z.B. in Ägypten mit seinen 75 Mio. Einwohnern 80 Prozent in erbärmlicher Armut leben, ist auch die Gefahr des Fundamentalismus immer da, wenn die bedrängte Kreatur ganz opiatisch wird. Worauf ich jedoch setze, ist erstens, dass es in Strukturen, die sich derart festgefahren haben, keine lebende Alternative zu dem gibt, was ich sage, und zweitens, dass die Menschen lebenswillig sind.

Ich sage das alles kondizional

Die israelische Linke sieht derzeit erbärmlich aus. Sie hat die Antworten der Angst. Die Angst wird zur Ausrede, dass man sich nicht traut, die Bedingungen für den Frieden anzugehen. Das kann dann aber heißen, man agiert als die hochgerüstete Militärmacht, die man ist, und ris-

kiert in Wirklichkeit die Eskalation zu einem Krieg, der den ganzen Nahen Osten in Schutt und Asche legt. Wenn es dazu käme, dass Israel z.B. mit allen militärischen Mitteln auf der Westbank und in Gaza vorgeht, wenn man auch Tausende Frauen, Kinder und Alte umbringt und diese Bilder dann kursieren, dann wird der islamische Fundamentalismus die Staaten der Region in Zugzwang bringen und einen Krieg in ganz Nahost auslösen.

Die Hoffnung ist, dass diese Ideologie der Angst aufgebrochen wird, ehe es zum Schlimmsten kommt, noch ehe die strukturelle Barbarei sich so aktualisiert, dass Friede nur noch aus dem Zusammenbruch herstellbar ist. Für Israel ist aber selbst das wohl gar nicht zu haben. Israel würde in einem Krieg, bei dem es vierzig-, fünfzig-, sechzigtausend Ziviltote hinnehmen müsste – bei Hunderttausenden, ja Millionen auf der anderen Seite –, auseinanderfallen. Zu viele Leute würden nicht mehr mitmachen, ihre Sachen packen und abhauen.

Die Aktivitäten kleiner Gruppen der nichtzionistischen Linken, alles in allem vielleicht fünftausend Leute, wie ich in der Politik absolut randständig, halten das Prinzip Hoffnung aufrecht, sie können die Früchte aber nicht ernten, die sie vielleicht gesät haben. Umgesetzt werden muss das nämlich im Rahmen der großen Politik. Noch dazu kann in diesem Land Friede paradoxerweise nicht von links durchgesetzt werden, sondern es bedarf rechter Kräfte, die aus der Ausweglosigkeit heraus den Frieden wollen. Nur die können das machen.

Ich sage das alles kondizional: Wenn wir nicht tun, was zu tun ist, dann wird die Geschichte ihren Lauf nehmen, und dann gnade uns Gott.



306

iz3w



Afrikas Grenzen – Nationalstaat & Panafrikanismus
Außerdem: ► Kolonialmuseen in Paris ► Rebellion im Tschad ► Drogenpolitik in Kolumbien ► Genmais in Mexiko ...

52 Seiten, € 5,30 + Porto

iz3w · PF 5328 · 79020 Freiburg · Tel. 0761-74003 · www.iz3w.org

iz3w ► Zeitschrift zwischen Nord und Süd

Zur immanenten Kritik am Wert-Abspaltungstheorem

2. TEIL

von Fritjof Bönold

Theorieebenen

Scholz geht nicht nur von der Ebene der Form, sondern noch von drei weiteren analytischen Ebenen der Geschlechterdifferenz aus. Hier lehnt sie sich vermutlich bei Knapp (1992) an. Anstelle einer methodologischen Begründung dieser Ebenen am Gegenstand verfährt sie aber nur behauptend. Sie stellt fest, dass es diese Ebenen gibt und ordnet ihnen verschiedene, ihrer Ansicht nach erkenntnisfördernde, erfolgreiche Studien zu. Wie ist diese Dreierheit begründet? Wie bei Knapp, die in ihrer Beschreibung von Macht und Herrschaft im Geschlechterverhältnis (1992, S. 295f.) noch von fünf Ebenen ausging, bleibt das Verhältnis, die Systematik und Ausformulierung der Ebenen weitgehend offen. So mag die methodologische Behauptung, diese theoretischen Ebenen seien eigenständig, zwar vielleicht „begrüßenswert“ erscheinen. Begründet wird dies aber nur negativ, mit dem Hinweis darauf, dass das Basis-Überbau-Denken gescheitert sei (in Anlehnung an Becker-Schmidt: vgl. Scholz (2000), S. 24f., 100f., 112f. und 174f.). Scholz widerspricht sich allerdings selbst, wenn sie einerseits von einer Unabhängigkeit der Ebenen ausgeht (vgl. Scholz (2000), S. 19, 76, 112 und 182), andererseits aber in ihrer Verwilderungsthe von der materiellen Ebene (globalisierter Weltmarkt, polit-ökonomische Krise) her die kulturell-symbolische wie auch die psychologische Ebene begründet. So schreibt sie etwa: „(D)ie Produktivkraftentwicklung und die Marktdynamik ... bewirken, dass Frauen sich ein gutes Stück von ihrer traditionellen Rolle entfernen und ihnen eine schon immer dagewesene ‚doppelte Vergesellschaftung‘ mit den entsprechenden Widersprüchlichkeiten im Zuge von Individualisierungstendenzen zu Bewusstsein kommt.“ (Scholz (2000), S. 119; s.a. S. 123ff. zu Leitbildern (symbolische Ordnung), insbesondere dem „Ein-Geschlecht-Modell“ bzw. dem „postmodernen Flexi-Subjekt“; zur sozialpsychologischen Ebene vgl. S. 123f., s.a. Scholz (1995a, 1995b)).

Scholz geht für die Postmoderne von gewaltigen Veränderungen im Geschlechterverhältnis aus: „Es haben schon längst ‚Realdekonstruktionen‘ des Zwei-Geschlechter-Verhältnisses stattgefunden“ (2000, S. 147). Dies hat aber keine Auswirkungen auf ihre methodischen Ausführungen: Das Verhältnis der Ebenen zueinander bleibt davon unberührt. Zu ihrem Postulat, ihre Methode habe sich nach dem Gegenstand zu richten, steht das im Widerspruch (2000, S. 180).

Wie schon Becker-Schmidt und Knapp rekurriert das Wert-Abspaltungstheorem, um die Ebene „sozio-psychischer Verhältnisse“ zu begreifen, begrifflich auf die Psychoanalyse in der Lesart der Kritischen Theorie (z.B. Scholz (2000), S. 109, 111 oder 121). Der Begriff des „gesellschaftlichen Unbewussten“ der Wert-Abspaltung im Sinne eines „Unterbauphänomens“ (Scholz und Becker-Schmidt) folgt einer binären Logik von Bewusstsein und Unbewusstem, wird allerdings wieder nicht weiter geklärt. Bei Scholz hätte man dies eventuell doch vermuten wollen, da sie ja mit dem Begriff der Abspaltung die Psychoanalyse auf den ersten Blick sogar auf der Ebene der gesellschaftlichen Form zu Ehren kommen lässt. Dies ist aber nur Schein und kann auch nur zum Teil erfolgreich sein. Aus meiner Sicht haben weder das Theorem der doppelten Vergesellschaftung noch das der Wert-Abspaltung wirkliche Begriffe der „Mitte“ bzw. Vermittlung entwickelt und können daher nicht anders, als parallele (drei, fünf oder ...) Theorieebenen aufzulisten (vgl. Bönold (2003), S. 412–444). Die Theorien zeigen allerdings die historisch-gesellschaftliche Fundierung des Problems am Auseinanderfallen von übermächtiger Gesellschaftlichkeit und frei-unterworfenem Individuum in der bürgerlichen Gesellschaft. Zwar liegt in den Rekursen von Scholz und Becker-Schmidt/Knapp auf Freuds Theorie des Unbewussten meines Erachtens eine gesellschaftskritische Potenz (weil sie die Illusion der Autonomie des Subjekts relativiert), doch steht eine Vermittlung zur

„Wert-Abspaltung“ bzw. zum „Herrschaftsgefüge“ (Becker-Schmidt) letztlich noch aus (s. dazu Bösch (1998, 2000)). Andere psychologische Theorien werden von Scholz übrigens übergangen oder stillschweigend vorausgesetzt, wie bei Chodorow das Lernen am Modell. Die Auseinandersetzung mit der kognitiv-strukturellen Theorie, den Ansätzen der „Informationsverarbeitung“, mit der Handlungs- und Kulturpsychologie sowie mit der Empirie und den Modellen der Sozialpsychologie etc. unterbleibt. Gleichwohl behauptet Scholz, dass „nur mit einem psychoanalytischen Instrumentarium (der sozialpsychologischen Dimension, F.B.) beizukommen ist“ (2000, S. 19).

Wie gesagt, das Ziel einer begrifflichen Vermittlung ist bei Scholz nur implizit. Sie setzt eine theoretische Vermittlung der Formebene mit anderen Theorieebenen zwar inhaltlich immer wieder voraus, sieht diese Vermittlung aber begrifflich als letztlich nicht durchführbar. Bei Robert Kurz findet sich allerdings ein solcher Übergang zumindest im Ansatz formuliert, nämlich der Übergang von Arbeit zur Sphärendifferenzierung der Moderne: „Aber die warenproduzierende ‚Arbeit‘ ist auch noch in einem zweiten Sinne ‚real abstrakt‘, den Marx keineswegs systematisch entwickelt hat: nämlich in ihrer Existenz als eine ausdifferenzierte Sphäre, die getrennt ist von anderen Sphären ... Die Entfaltung und schließlich Entfesselung der Formabstraktion in der Moderne ist ... nur möglich dadurch, dass die ‚Arbeit‘ als diese getrennte, ‚real abstrakte‘ Sphäre ausdifferenziert wird, vom übrigen Lebensprozess getrennt wird; dass der warenproduzierende Mensch also nicht nur von der sinnlichen Qualität seiner Gegenstände, sondern in und hinsichtlich der ‚Arbeit‘ auch gleichzeitig von den anderen Lebensmomenten ‚absieht‘ (abstrahiert), die zu funktionalen Sphären jenseits der ‚Arbeit‘ geronnen sind. Und diese Trennung liegt überhaupt der modernen ‚Sphärentrennung‘ insgesamt, jener ‚Ausdifferenzierung‘ moderner Gesellschaften zugrunde, von der in der Soziologie und Systemthe-

orie dauernd (und natürlich affirmativ) die Rede ist.“ (Kurz 1995, S. 113 an Polanyi anschließend, auf den meines Wissens der Begriff der herausgelösten Ökonomie zurückgeht; s.a. Kurz (1992), S. 123ff.).

Diese Aussagen wären weiter begrifflich auszuarbeiten (was bisher meines Wissens nicht geschehen ist), sollen die Andeutungen nicht reine Behauptung bleiben. Zur Voraussetzung hätte dies aber einen Begriff des sozialen Raums, der die Strukturierung des materiell-physikalischen Raums einschließt: „Sphären“ sind schließlich zunächst nur ein sprachliches Bild für gesellschaftliche Handlungsstrukturen bzw. Vergesellschaftungsweisen. Ähnliche Fragen stellen sich für die Übergänge zu den Theorieebenen der symbolisch-diskursiven Ordnung („patriarchales Zivilisationsmodell“) und der Sozialpsychologie („psychogenetischer Unterbau“, „Sozialisation“).

Ich sehe es zudem als einen logischen Widerspruch an, wenn sich Scholz einerseits für die diskursive Ebene auf Studien wie die von Laqueur (1992) bezieht, die mit Foucault argumentieren; andererseits aber für die sozialpsychologische Ebene sich auf die Psychoanalyse in Gestalt der Objektbeziehungstheorie von Chodorow (1985) bezieht. Beide Ansätze schließen sich z.B. hinsichtlich der Subjektvorstellung aus.

(Anti-)Methode

Die Frage der Vermittlung allgemeiner Begriffe zu anderen Ebenen der Theorie besitzt auf der Rückseite eine weitere Dimension, nämlich *wie* wir überhaupt zu wesentlichen Bestimmungen kommen (können), also die methodische Frage. Der methodische Rahmen von Scholz orientiert sich an Adorno und reklamiert ein „spekulativ-philosophisches Denken“ (2000, S. 176) der Kritik gesellschaftlicher Totalität. Auch hier sehe ich offene Fragen; zwei seien hier nur angedeutet.

Die Bestimmung der Totalität als Wert-Abspaltung ist nach Scholz immer in ihrer identitätslogischen Beschränktheit und historischen Vorläufigkeit kenntlich zu machen. Insofern drängt sich (ihr) die Frage auf, wie der Zusammenhang zwischen „Nicht-Identischem“ (Adorno) und der „weiblichen“ Abspaltung zu verstehen ist. Bei Scholz findet sich bloß die Auskunft, diese seien „nicht gleichbedeutend“ (2000, S. 175), und sie fährt fort mit der Behauptung: „(N)ichtsdestotrotz ist sie (die Abspaltung, F.B.) so allerdings die Grundvoraussetzung, dass das Kontin-

gente, das nicht unter den Begriff Subsummierbare, aber auch das Leibliche und Lebensweltliche in den dominierenden Sphären und Denkströmungen der ‚männlichen Moderne‘, in Wissenschaft, Wirtschaft, Politik usw. weithin unbeachtet blieb.“ (2000, S. 175; siehe auch Kurz (1992, S. 125) zum Verhältnis zu Adornos Begriff des *unverdinglichten Rests* sowie die Kritik von Behrens (2001)).

Weiter fragt sich, ob der Rückbezug auf Adornos Kritik der Identitätslogik und die damit zusammenhängende Kritik eines unhistorischen, autonomen Erkenntnissubjekts mit dem Subjektbegriff der *krisis*-Gruppe vermittelbar ist. Nach meiner Lesart Adornos möchte dieser die Subjekt-Objekt-Dichotomie nicht negieren, sondern die Dominanz des Subjekts bzw. die Hierarchie zum Objekt beseitigen. So heißt es beispielsweise in der Negativen Dialektik (1966): „Aber der kritische Gedanke möchte nicht dem Objekt den verwaisten Thron des Subjekts verschaffen, auf dem das Objekt nichts wäre als ein Götze, sondern die Hierarchie beseitigen ... Die Einsicht in die Vermitteltheit des Denkens durch die Objektivität negiert nicht das Denken und die objektiven Gesetze, durch die es Denken ist“ (S. 182). Kurz (1993) hat jedoch nicht allein für die Beschränkung der Subjekt-Position (im Sinne einer über ihre historische Vorläufigkeit aufgeklärte Aufklärung) votiert, sondern für eine anzustrebende Aufhebung des Gegensatzes von Subjekt und Objekt. Und schließlich ist auch nach der besonderen Erkenntnis- bzw. Kritikposition der *krisis*-Gruppe gegenüber der Wissenschaft zu fragen, und weshalb Letztere grundsätzlich nicht zu einer Kritik der Wert-Abspaltung in der Lage sein soll.

Abspaltung

Die Wesensbestimmung von Wert wird im Begriff der Wert-Abspaltung ins Verhältnis zu einer Nicht-Bestimmung gesetzt, da mit Abspaltung keine Wesensbestimmung im Sinne einer begrifflich-inhaltlichen, relationalen oder funktionalen Bestimmung vorgenommen, eine Bestimmung ja vielmehr generell als unmöglich angesehen wird. Behandelt man nun aber „Abspaltung“ trotzdem als einen Begriff (und will man ihn diskutieren, bleibt nichts anderes übrig), dann sehe ich folgende Probleme:

Das Verhältnis von Wert und Abspaltung bleibt unklar, weil der Prozess der Abspaltung (in der Psychoanalyse) etwas voraussetzt, das abspaltet und dabei dem abge-

spaltenen Weiblichen nur Objektstatus zuerkennt. Dies widerspricht (logisch) der Gleichursprünglichkeits-Annahme und unterstellt letztlich ein ‚gutes, ursprüngliches‘ Subjekt, das zu heilen wäre. Welchen Status hat dann eigentlich noch das Abgespaltene? Geht dann nicht die gesamte historische Dynamik allein vom Wert aus?

Das Verhältnis von Wert/Männlichkeit zu Abspaltung/Weiblichkeit ist nach Scholz primär eines der Unterordnung der „Frau“. Der *gemeinsame* Versuch einer Glückssuche in Sexualität, Intimität, Eltern- und Partnerschaft sowie das Gefühl der Freiheit im Privaten, das von beiden Geschlechtern gelebt wird, gehen aber in der Darstellung von Scholz unter. Hier darf freilich nicht übersehen werden, dass es sich *nicht* um ein harmonisches und gegenseitiges Ergänzungsverhältnis handelt, sondern hier auch eine widersprüchliche Hierarchie zwischen Menschen begründet liegt. In eine Person hinein verlagert stellt es sich als widersprüchliche Dimension der doppelten Vergesellschaftung dar, insbesondere für viele Frauen. Diese „Ambivalenz“ (Becker-Schmidt) betrachtet Scholz auf sozialpsychologischer Ebene nicht, obwohl sie doch „die doppelte Vergesellschaftung von Frauen“ (Becker-Schmidt) eingesteht. Scholz gerät so in die Nähe von einfachen Repressionstheorien, was ihre Verwendung des Patriarchatsbegriffs noch unterstützt.

Das Wort Wert-Abspaltung unterstellt einerseits ein zeitliches Nacheinander (erst Wert, dann Abspaltung davon). Dies suggeriert auch die Metapher der Abspaltung als *Schatten* des Wertverhältnisses. Sie wirft die Frage auf, woher das Licht fällt, das den Wert erstrahlen und die Abspaltung dunkel werden lässt. Üblicherweise wird die Aufklärung mit dem Bild des Lichts gleichgesetzt, was allerdings hier nicht gemeint sein kann, da Scholz die Aufklärung als einen Prozess der durch die Wertform bedingten Öffentlichkeit behandelt (vgl. 1992, S. 33f.). Auch eine Art räumliches Verhältnis wird nahegelegt (aus dem Männlichen heraus wird das Weibliche abgespalten): „Die Wert-Abspaltung impliziert auch ein spezifisches sozio-psychisches Verhältnis: Bestimmte minderbewertete Eigenschaften, Haltungen, Gefühle (Sinnlichkeit, Charakter- und Verstandesschwäche, Passivität u.ä.) werden im warenproduzierenden Patriarchat der Frau zugeschrieben, in sie hineinprojiziert, vom männlichen, modernen Subjekt abgespalten. Umgekehrt haben sich auch Frauen in der Geschichte des warenproduzierenden Patriarchats nicht selten sel-

ber in derartigen Zuordnungen erkannt“ (2000, S. 109f.). Die von Scholz solcherart fortgeschriebene psychoanalytische Terminologie wird hier zudem auf bewusste Momente („erkannt“) ausgedehnt, was weitere Fragen eröffnet, die allerdings übergangen werden. Dies wiederum setzt eine ursprüngliche Ganzheitsvorstellung voraus. Eine solche Vorstellung (Adam, der ganze Mensch, Androgynie, die Libido...) kann aber vom Theorem nicht angezielt sein. Hier wird offenbar unbemerkt „das“ psychoanalytische Menschenbild fortgeschrieben.

Bei Scholz fehlt bisher eine Explikation des Begriffs der Abspaltung im Sinne der psychoanalytischen und der feministischen Diskussionen. Der Rekurs auf „die“ Psychoanalyse bleibt zudem unklar, weil „die Psychoanalyse“ selber nur selten und dann nur am Rande von „Abspaltung“ spricht. Eher wäre hier der Begriff der Abjektion (lat. *abiectus*: niedrig, gemein, verworfen) angesprochen, bei Freud angedeutet und von Kristeva und Butler verwendet, wo er allerdings auch einen quasi-ontologischen Charakter erhält, wenn damit gemeint ist, dass das Ich über das Verworfenene mit seinen Grenzen und Ängsten konfrontiert wird und so der Narzissmus gestört wird. Der Rekurs auf den Feminismus ist jedenfalls unklar, weil der Begriff auch dort nur randständig auftaucht, nicht zentral ist. (Beispielsweise findet er sich nicht im Lexikon Geschlechterforschung von R. Kroll oder in Einführungsbüchern. Auf typische Art verwendet den Begriff etwa Hauser (1987), S. 46.)

Der Begriff der Abspaltung lässt offen, ob das Weibliche oder etwas als Weibliches abgespalten wird. War das Weibliche schon vorher da oder wird es aus dem Männlichen heraus „geboren“? Die Suggestion einer ursprünglichen Ganzheit legt also, wohl ohne Absicht, nahe, dass Weiblichkeit (und Männlichkeit) schon im Keim vorliegen und sich dann erst entfaltend trennen. Im Anschluss an Ethnomethodologie, Wissenssoziologie und Poststrukturalismus ist aber meines Erachtens der Konstruktcharakter von Männlichkeit und Weiblichkeit zu betonen, das heißt die Gleichzeitigkeit von Be-, Zu- und hierarchischer Festschreibung. Dies ist durchaus auch im Sinne der Kritik von Scholz (vgl. 2000, S. 47f. und 52). Sie stellt berechtigterweise gegen die Ethnomethodologie die „Warum-Frage“, kann aber selber keine Aussagen zum *Wie* der Interaktion machen. Diese Frage fehlt zudem in ihren drei Theorieebenen. So übergeht sie Re-

produktionseffekte der Geschlechterverhältnisse, die durch *self-fulfilling prophecies*, Geschlechtsschemata-, Skript-Bildung usw. entstehen.

Allgemein gesagt steht der Abspaltungsbegriff im Widerspruch zur These der Gleichursprünglichkeit (z.B. Scholz (2000), S. 21 oder 117) von Wert und Abspaltung, weil er Nicht-Gemeintes suggeriert, d.h. in entscheidenden Dimensionen ungeklärt bleiben muss.

Auf den anderen Ebenen des Theorems kommen weitere Probleme hinzu: Das Wort Abspaltung suggeriert für die Sozialpsychologie der Individuen, dass „gegengeschlechtliche Anteile“ quasi „nur zwischenzeitlich“ ins Unbewusste abgeschoben seien oder gar, dass die „Weiblichkeitsanteile“ von Männern noch im Verborgenen wirken. Da die abgespaltenen „Anteile“ noch im Unbewussten liegen, bräuchten diese nur reaktiviert werden. Die Einkörperung der Geschlechterordnung, von der auch Scholz immer wieder spricht, wird mit dem Begriff der Abspaltung nicht erfasst. Auf sozialpsychologischer Ebene wird das Geschlechterverhältnis zu einer Psychologie von Persönlichkeitseigenschaften reduziert. Neben den Körper-Dimensionen fehlen so auch weitgehend Fragen nach den Einstellungen, Haltungen und normativen Orientierungen, zentrale Fragen also, die eine Handlungs- und „Ideologie“-Theorie ausmachen würden.

Die Wert-Abspaltung legt zudem für die sozialpsychologische Ebene komple-

mentäre Geschlechtsstereotypen nahe. Diese Komplementarität existiert aber nach Untersuchungen der Sozialpsychologie nicht – weder für die Fähigkeiten, Eigenschaften und Wahrnehmungsmuster noch für die Selbstbilder und Einstellungen von Personen. Hagemann-White formuliert schon 1984 zusammenfassend: „Weibliche‘ und ‚männliche‘ Eigenschaften sind nicht in dem Sinne polare Gegensätze, dass, wer ‚weiblicher‘ ist, deshalb weniger ‚männlich‘ wäre: wer weniger aggressiv ist, ist nicht deshalb einfühlsamer oder nachgiebiger.“ (S. 26; s. auch die Kritik durch das Androgynie-Konzept von Bem (1974) und Spence/Helmreich (1980)) Auf den Ebenen der Tätigkeitsformen/Sphären und der symbolischen Ordnung greift der Begriff überhaupt nur metaphorisch.

Es ist also theoretisch sinnvoll, allgemeine Begriffe (so weit wie möglich) auf anderen Theorieebenen zu konkretisieren. Das folgt insbesondere aus den zuletzt genannten Kritikpunkten. Nur so ist meiner Meinung nach eine theoretische wie eingreifende Kritik zu leisten. Abstrakt-leere Begriffe oder Worthülsen wirken dagegen wie Dogmen. Begriffliche Konkretionen sind nötig, will sich „Wert-Abspaltung“ als konkret-allgemein und nicht als „Wertgerede“ (Haug) erweisen. Anliegen dieses Beitrags war, die große Vielzahl offener Probleme deutlich zu machen, die selbstverständlich nicht nur das Wert-Abspaltungstheorem besitzt.

CONTRASTE

Die Monatszeitung für Selbstorganisation



MUSIK & SELBSTVERWALTUNG Musik ist eine kooperative Kunst · Burg Lutter: Proben, Aufnahmen, Chillen · Das DJ-Kollektiv »Cable Street Beat« · Falling Down Records: Es geht nicht nur um Musik, es geht um's Ganze · Real Deal Record Store: »Ein eindeutig anarchistischer Laden« · Kirche von Unten, Berlin: Das subkulturelle Wunder · Neue Technologien: Das Aufbrechen der alten Konsumstrukturen

FREIRÄUME Berlin: Autonome Kampagne »Wir bleiben alle!« **STRIKE BIKE** Hoffnung, Erfolg und Neubeginn **GENTECHNIK** Widerstand 2008: Die ersten Genfelder sind keine mehr **REBEL CLOWN ARMY** Fischeln und Socken · Eine Art Manifest: Die rebel clown-army **A-LADEN BERLIN** 20 Jahre A(narchistischer)-Laden **DOSSIER SAATGUT** Weizenvielfalt in Not **ARCHIVE** »apabiz« Berlin: Mehr als das Gedächtnis einer antifaschistischen Bewegung **REZENSION** Studie zu Frauen in Abschiebehaft **GENO** Zur Energie der Genossenschaft – Potenziale erkennen **u.v.m.**

**Ein Schnupperabo
3 Monate frei Haus
gibt es für 5 Euro**

(Es endet automatisch und muss nicht gekündigt werden.
Nur gegen Vorkasse: Schein/Briefmarken/Bankeinzug!)

Bestellungen im Internet oder über CONTRASTE e.V.
Postfach 10 45 20, D-69035 Heidelberg

Probelesen: www.contraste.org

Friendly Reading

SKIZZE ZU WERTKRITIK UND SOZIOLOGIE

von Julian Bierwirth

Wertkritik als Gesellschaftskritik

In seinem Werk „Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft“ stellt Moishe Postone die Behauptung auf, bürgerliche Individuen hätten analog zur Ware einen Doppelcharakter. Diesen macht er in ihrer Bestimmung als warenproduzierende und -tauschende Menschen aus: Einerseits sind es die Menschen, die hier ihre Gesellschaftlichkeit produzieren, die also handelnd ihre Welt einrichten. Andererseits sind sie den dadurch entstehenden Systemnotwendigkeiten unterworfen, die als scheinbare Naturgewalt auf sie einwirken. Sie sind also zugleich Subjekt gesellschaftlichen Handelns und Objekt gesellschaftlicher Verhältnisse.

Diese Doppeldeutigkeit bleibt ihnen im Alltag allerdings verborgen. Die Menschen nehmen sich vielmehr entweder als Subjekt oder als Objekt wahr. Einerseits imaginieren sie sich als unabhängige Individuen, die fernab jeglicher Gesellschaftlichkeit ihre Geschmäcker und Vorlieben scheinbar aus ihrem freien Willen entwickelt haben. Und andererseits werden gesellschaftliche Institutionen wie Markt oder Staat als Prozesse angesehen, die wie Naturgewalten auf die einzelnen einwirken und gegen die sich nichts unternehmen lässt.

Die kapitalistischen Subjekt-Objekte wechseln nun sprunghaft, je nach Situation und Anforderung, zwischen dem einen Mechanismus und dem anderen. Die gesellschaftliche Bedingtheit beider vermeintlich naturhaften Prozesse vermögen sie dabei ebenso wenig zu ergründen wie deren Zusammenwirken (Postone 2003, 251ff).

Die eine oder der andere kann diese Überlegungen vielleicht mit privaten Erfahrungen abgleichen und so für sich verständlich machen. Dass eben gespürt werden muss, wird von manchen mit ebenso überzeugter Pose vorgetragen wie bereits im nächsten Moment auf das eigene Freidenkertum gepocht wird. Doch auch über die private Erfahrung hinaus gibt es im Feld bürgerlicher Wissenschaften durchaus Untersuchungen, welche diesem Phänomen Allgemeingültigkeit zusprechen.

Beispiel: Ideologiebildung bei Jugendlichen

Die wohl bekannteste Langzeit-Untersuchung im Bereich der Studien zum politischen Selbstverständnis junger Menschen wird vom Shell-Konzern finanziert, kann aber trotz ihres offensichtlichen Charakters als PR-Projekt als durchaus repräsentatives und wissenschaftlich fundiertes Werk angesehen werden. Die Shell-Studie 2006 macht zum einen eine auf persönlichen Erfolg gemünzte Individualisierung aus. Das Ich steht, wollen wir der Studie glauben, im Mittelpunkt des jugendlichen Interesses. 90 Prozent der Jugendlichen halten das Aussehen für einen wichtigen Faktor, 79 schätzen das Tragen von Markenklamotten für wichtig ein und 84 machen bei ihren Altersgenossen das Ziel aus, Karriere machen zu wollen. Weiterhin gelten Eigenverantwortung, viele Kontakte, Unabhängigkeit sowie Kreativität als wichtig. Wesentlich geringer fällt die Zustimmung für Selbstdurchsetzung sowie Macht und Einfluss aus. Dies deutet darauf hin, dass gesellschaftlicher Erfolg weniger als erfolgreiches Bestehen in einer Konkurrenz gesehen wird, in der auf jede Siegerin stets auch eine Verliererin zu kommen hat. Stattdessen soll die individuelle, von jeder Gesellschaftlichkeit getrennte Anstrengung als Grund für Erfolg und Misserfolg erhalten (Shell 2006, 172; 174).

Andererseits herrscht aber auch ein ganz spezieller, zu Postones Befund passender Bezug auf Politik und Staatlichkeit vor. In der Studie wird festgestellt, dass Staat und Politik zunehmend als naturhafte Entitäten gesehen werden, die objektive Anforderungen an die politischen Handelnden stellen. Die Jugendlichen bringen „den unabhängigen Institutionen in einem demokratischen Rechtsstaat, wie etwa den Gerichten oder der Polizei und interessanterweise auch der Bundeswehr, eher Vertrauen entgegen“ als den Parteien, der Bundesregierung und den Unternehmerverbänden (Shell 2006, 113ff).

Es ergibt sich hier eine Hierarchisierung des Vertrauens: Grundsätzlich erhalten diejenigen Institutionen ein höheres Vertrauen, die als unabhängig eingestuft werden und für das gesellschaftliche Ganze, die Universalität, stehen sollen. Niedriger fallen die Zustimmungswerte für diejenigen Institutionen aus, die als Aktivistinnen in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen wahrgenommen werden, denen also zugeschrieben wird, aus partikularem Interesse heraus das große Ganze mit Konflikten zu belasten.

Zu ähnlichen Ergebnissen kamen auch Alex Demirović und Gerd Paul in ihrer Mitte der 90er Jahre veröffentlichten Studie zum politischen Selbstverständnis von Studierenden. Unzufriedenheit mit dem System politischer Partizipation wird vor allem als Frust über PolitikerInnen und „Parteienklüngel“ geäußert. Diese gingen lieber ihren Partikularinteressen nach, als das berechtigte und offensichtliche Anliegen der Allgemeinheit umzusetzen (Demirović/Paul 1996, 144ff).

Gleichzeitig verweisen die Autoren darauf, dass diese akuten Formen von Ideologiebildung stark mit politischen Vorstellungen gerade der Neuen Rechten einhergehen (Demirović/Paul 1996, 137ff), sodass es doch als zumindest fragwürdig erscheinen muss, wenn diese Haltung als „unpolitisch“ eingeordnet wird und gar als Anknüpfungspunkt für eine emanzipative, antipolitische Praxis diskutiert wird.

Methodische Anmerkungen

In den erwähnten Studien finden wir die von Postone eingeführten Kategorien geradezu mustergültig vorgeführt: die ungesellschaftlich gedachte Ideologie vom unabhängigen, autonomen Individuum einerseits, die bereitwillige Unterwerfung unter gesellschaftliche Naturgesetze auf der anderen Seite. Während die AutorInnen einigermaßen ratlos vor ihrem Zahlenwust stehen, wird eine befruchtende

www.plagiat.biz

Re-Interpretation dieser Daten vor dem Hintergrund grundsätzlicher, kategorialer Überlegungen möglich.

Ein solches Vorgehen ist aber bislang in Kreisen, die sich an der Wertkritik orientieren, eher selten. Gerne wird die kategoriale Beschränktheit unterschiedlichster Studien und theoretischer Ansätze herausgearbeitet. Aber nur vereinzelt wird versucht, deren (empirische) Ergebnisse für die eigene theoretische Tätigkeit fruchtbar zu machen. Will die Wertkritik aber diesbezüglich über den Charakter eines gehobenen Feuilletons hinauskommen, muss sie sich wohl oder übel auf wissenschaftlich zumindest ansatzweise valides Material stützen.

Das eigenständig zu erheben, mag wiederum ein hehres Unterfangen sein, scheint aber aufgrund der zunehmenden Prekarisierung von Theoretikerinnen und der mangelnden institutionellen Einbindung in finanziell halbwegs abgesicherte Institutionen kaum möglich. Wertkritische Re-Interpretation kann hier einen Ausweg bieten. Nicht zuletzt auch für eine weitere Konzeptionalisierung der theoretischen Kategorien und deren Bedeutung sowie für eine plausible Einschätzung der aktuellen Entwicklungen.

Dies kann selbstverständlich nicht heißen, das vorgefundene Material umstandslos zu übernehmen und oberflächlich in den vorhandenen, wertkritischen Begriffsapparat einzuflechten. Zu Recht ist auf die Gefahr hingewiesen worden, damit lediglich an das Bestehende anzuknüpfen und es zu affirmieren. Da die wissenschaftlichen Techniken stets vom verwendeten theoretischen Konzept abhängen, gibt es einen Zusammenhang zwischen den Daten und diesen Konzepten (vgl. Eberle 1974, 138ff). Nur sollte dabei nicht vergessen werden, dass die Theorien nicht einfach „falsch“ sind, sondern dass auch sie die Widersprüchlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft auf je individuelle Art reproduzieren. Sie lassen sich also selber in das obige Schema vom Doppelcharakter bürgerlicher Selbstwahrnehmung einordnen. Den WissenschaftlerInnen zerfällt „die Totalität in die Pole Individuen hier und verdinglichte gesellschaftliche Struktur dort, die nur äußerlich zusammengebracht werden können“ (Winkel 1986).

Dies gilt es bei der Re-Interpretation der Daten zu berücksichtigen. Ein wesentliches Reflexionsmoment stellt dabei die marxsche Unterscheidung von Wesen und Erscheinung dar, die sich zwar auf Platon zurückführen lässt, durch Marx

aber eine qualitativ neue Bedeutung erhielt. Gemäß dieser Unterscheidung werden an der für Soziologinnen wahrnehmbaren Oberfläche der Gesellschaft die ihr zugrundeliegenden Mechanismen sowohl ausgedrückt als auch verschleiert. Postone führt diese Unterscheidung nicht zufällig im Kapitel über den Fetisch ein. Der an Marx orientierte Begriff vom Fetisch deutet darauf hin, dass gesellschaftliche Verhältnisse als dinghaft dargestellt werden. In diesen „gesellschaftlichen Beziehungen der Sachen“ (MEW 23, 87) verbergen sich die „sachlichen Verhältnisse der Personen“ ebenso, wie sie sich in ihnen darstellen (Postone 2003, 258ff). Die verwendeten Items bürgerlicher Forschung und die mit ihrer Hilfe erworbenen Daten verschleiern also die Realität ebenso, wie sie sie kenntlich machen.

Ebenso kann sicherlich nicht davon ausgegangen werden, dass die Ideologiebildungen umfassenden Charakter angenommen hätten. Die entsprechenden Werte auf den Skalen der angeführten Studien sind zwar hoch und bedürfen einer gesellschaftskritischen Erklärung, aber sie sind nicht total. Ganz offensichtlich gibt es Wege und Möglichkeiten, sich dem Trend zu entziehen. Dass hier ein detaillierter Blick auf qualitatives Interviewmaterial notwendig ist, soll gar nicht geleugnet werden. Vermieden werden sollte jedoch ein Verfahren, das aus der reinen Abstraktion von den Besonderheiten des zu untersuchenden Gegenstandes dessen Spezifik zu erklären versucht (Creydt 1997). Es gilt weniger die Begrifflichkeiten identitätslogisch gleichzusetzen, als vielmehr das Allgemeine im Besonderen zu entdecken, ohne dabei das zu übersehen, was nicht im Allgemeinen aufgeht. Es geht darum, „Untersuchungen zu beziehen auf Analysen der objektiven gesellschaftlichen Institutionen, mit denen die zu ermittelnden Meinungen und Verhaltensweisen etwas zu tun haben“ (Adorno 1969, 544).

Diesen widersprüchlichen Zusammenhang zu dechiffrieren wäre eine wichtige Aufgabe des hier vorgeschlagenen ‚Friendly Reading‘. Dabei sind nach wie vor viele Fragen offen: Fragen nach methodischen Problemen des Ausgangsmaterials ebenso wie nach ihrer Bedeutung für einen wertkritischen Begriffsapparat. Diese Notwendigkeit wurde in frühen wertkritischen Schriften durchaus gesehen (vgl. etwa Winkel 1987), aber leider nicht oder nur unzulänglich umgesetzt. Dies mag der bewussten außeruniversitä-

ren Orientierung der frühen Wertkritik geschuldet sein, könnte sich langfristig aber gegen sie wenden.

Nicht zu Unrecht ist der Wertkritik ebenso wie der (von ihr letztlich nicht zu trennenden) Wertabspaltungskritik immer wieder vorgeworfen worden, sie beziehe ihr empirisches Material für weitreichende Behauptungen über die Entwicklung der Gesellschaft aus den Massenmedien und lese sozialwissenschaftliche Studien überaus selektiv (z.B. Bönold 2008). Dem Vorwurf wäre jedoch durchaus abzuwehren.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1969): *Gesellschaftstheorie und empirische Forschung*. In: ders.: *Soziologische Schriften 1*. Frankfurt am Main 2003.
- Bönold, Fritjof (2008): *Zur immanenten Kritik am Wert-Abspaltungstheorem*. Streifzüge 42/2008. Internet: http://www.streifzuege.org/texte_str/str_08-42_boenold_abspaltung1.html (letzter Abruf: 20.05.2008).
- Creydt, Meinhardt (1997): *Regeln (nicht nur) der soziologischen Methode*. In: *Das Argument* H. 222, 1997, S. 675-684. Internet: <http://www.meinhard-creydt.de/archives/53> (letzter Abruf: 20.05.2008).
- Eberle, Friedrich (1974): *Zur Auseinandersetzung der Marxschen Theorie mit bürgerlichen Ansätzen*. In: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 1*. Frankfurt am Main, S. 138ff.
- Postone, Moishe (2003): *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*. Freiburg.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2006): *Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck*. Frankfurt am Main.
- Demirovic, Alex/ Paul, Gerd (1996): *Demokratisches Selbstverständnis und die Herausforderung von rechts: Student und Politik in den neunziger Jahren*. Frankfurt am Main.
- Winkel, Udo (1986): *Krise des Marxismus*. In: *Marxistische Kritik 2*. Internet: http://www.balzig.de/u-winkel_krise-des-marxismus_mk2-1986.html (letzter Abruf: 20.05.2008).
- Winkel, Udo (1987): *Von der „Rekonstruktion“ zur „Krise des Marxismus“*. In: *Marxistische Kritik 3*. Internet: http://www.balzig.de/u-winkel_rekonstruktion-zur-krise_mk3-1987.html (letzter Abruf: 20.05.2008).

Über Logisches

Immaterial **World**

von Stefan Meretz

Mit dieser Kolumne beginne ich eine kleine Serie über Grundbegriffe der „immaterial world“. Es ist trotz häufiger Verwendung keineswegs klar, wovon etwa bei Information, Im/Materiellem, Algorithmus oder auch Gesellschaft die Rede ist. In gebotener Kürze will ich entsprechende Bestimmungen versuchen. Beginnen möchte ich mit einem Begriff, der erst das *begriffliche Denken* zugänglich macht, mit Logik.

„Ist doch logisch!“, wird gerne ausgerufen, wenn etwas folgerichtig erscheint. Fragt man jedoch nach, was genau das Logische am Folgerichtigen sei, erntet man entweder Wiederholungen in anderen Worten oder – im Ausnahmefall – eine geschliffene formal-logische Ableitung. Dabei ist das intuitive Verständnis des Logischen näher am wahren Begriff als seine formal-logische Reduktion.

Was ist es jetzt aber, das Logische? Als Nicht-Philosoph darf ich mir herausnehmen, schlichter zu schreiben, als dem Gegenstand angemessen ist. Dabei will ich mich auf ein Thema beschränken: auf den Dualismus von formaler Logik und Empirismus und seine Auflösung. Zu Hilfe kommt mir ein viel gescholtener, noch häufiger fehlgedeuteter, meist aber schlicht ignorierte Altmeister: G. W. F. Hegel.

Die Online-Enzyklopädie Wikipedia fasst die *Logik* als „die Lehre des vernünftigen (Schluss-)Folgerns. Die Logik untersucht die Gültigkeit von Argumenten hinsichtlich ihrer Struktur unabhängig vom konkreten Inhalt der eigentlichen Aussagen. In diesem Sinne spricht man auch von ‚formaler‘ Logik“. Logik wird demnach mit formaler, vom Inhalt absehender Logik identifiziert. Die Fassung als „formale Logik“ stammt von Kant: „Als allgemeine Logik abstrahiert sie von allem Inhalt der Verstandeserkenntnis und der Verschiedenheit ihrer Gegenstände und hat mit nichts anderem als der bloßen Form des Denkens zu tun.“ (Kritik der reinen Vernunft)

Das inhaltvolle Pendant zur inhaltsentleerten Logik ist die *Empirie* als „Erfahrung im Sinne von sinnlicher Wahrnehmung, Erhebung von Daten, gezielten Beobachtungen und wissenschaftlichen Experimenten“ (Wikipedia). Damit stehen Logik und Inhalt einander äußerlich gegenüber.

Viele meinen, dass dies auch so sein muss: Damit eine *allgemeine* Logik überhaupt auf einen *besonderen* Inhalt angewendet werden könne, müsse sie inhaltsleer sein. Wäre sie dies nicht, könne sie nicht zu allgemeinen Aussagen gelangen. Anwendbarkeit setze Getrenntheit von Denkweise und zu Denkendem voraus.

Woher wissen wir aber, dass ein zu denkender Inhalt überhaupt in der Denkweise des formalen Logischen gedacht werden kann? Diese Frage kann nicht im Medium der formalen Logik beantwortet werden. Wird die formale Logik auf einen Inhalt angewendet, richtet sie den Inhalt so zu, dass genau jene allgemeinen Schlüsse oder Sätze der formalen Logik bestätigt werden, die ihr zu Grunde liegen: die Sätze von der Identität (Es gilt: $A=A$), vom Widerspruch (Es gilt nicht: A und Nicht- A) und vom ausgeschlossenen Dritten (Es gilt stets: A oder Nicht- A).

Am Satz vom ausgeschlossenen Dritten kann das Problem gezeigt werden. Der Satz schließt aus, dass gleichzeitig A und Nicht- A gelten können, es gilt immer nur A oder sein unvereinbares Gegenüber Nicht- A – ein Drittes ist nicht möglich. Formal gefasst ist diese Logik wahr, und angewendet auf einen Inhalt wird sie diese Wahrheit hervorbringen. Doch: „Es genügt nicht die einfache Wahrheit“ (Volker Braun). Eine einfache, formale Wahrheit führt zu einem Schwarz-Weiß-Denken, zu einem theoretischen Negieren aller Besonderheiten, die nicht im formal-logisch gewonnenen Allgemeinen aufgehen. Eine höhere Form von Wahrheit zeigt sich nur, wenn ich den Inhalt in seiner konkreten Daseinsweise in die denkende Betrachtung aufnehme, und dazu muss ich die formale Logik in Richtung des Inhalts überschreiten. Dies sei am folgenden Beispiel veranschaulicht.

Menschen stellen ihre Lebensbedingungen durch gesellschaftliche Produktion her. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten verlangt nun, dass die Menschen nicht gleichzeitig ungesellschaftlich produzieren können. Genau dies ist jedoch im Kapitalismus der Fall. Voneinander getrennte Produzenten produzieren in privater Form. Erst über den Austausch werden aus den Privatprodukten gesellschaftliche Produkte. Die auch von mir gern verwendete Rede von der ungesellschaftlichen Gesell-

schaftlichkeit löst den darin liegenden Gegensatz nicht auf, sondern fixiert ihn als Paradox.

Marx hingegen bringt das Fixierte in Bewegung: „Der der Ware immanente Gegensatz von Gebrauchswert und Wert, von Privatarbeit, die sich zugleich als unmittelbar gesellschaftliche Arbeit darstellen muss, von besonderer konkreter Arbeit, die zugleich nur als abstrakt allgemeine Arbeit gilt, von Personifizierung der Sache und Versachlichung der Personen – dieser immanente Widerspruch erhält in den Gegensätzen der Warenmetamorphose seine entwickelten Bewegungsformen.“ (MEW 23, 128)

Im *Begriff* der Ware wird also das scheinbar Gegensätzliche in eine logische (nicht: zeitliche) Bewegung gebracht. Die Ware bildet eine *Totalität*, die nur durch die logische Reflexion auf ihre *Momente* verstehbar ist. Die Momente wiederum bestehen nur in ihrem Bezug auf die Totalität der Ware, deren Momente sie sind. Damit wird – nebenbei bemerkt – auch klar, dass der Gebrauchswert als Moment der Ware nicht isoliert und gar überhistorisch existieren kann.

Mit den Mitteln der formalen Logik sind diese Erkenntnisse nicht gewinnbar. Sie zerbricht die *inneren* Beziehungen der Ware in getrennte Teile, deren Summe ein mit den Mitteln der formalen Logik *äußerlich* zusammengefügt Ganzes ergibt. Der traditionelle Marxismus ist davon durchaus infiziert, hält er doch das Denken in Ganzen und seinen Teilen bereits für den Gipfel der Dialektik. Da hilft es nicht weiter, wenn er aus dem formalen „Entweder-oder“ ein zur Beliebigkeit tendierendes „Sowohl-als-auch“ macht.

Die Trennung der Logik vom konkreten Inhalt hat im Wesentlichen zwei Folgen: Formalismus und Schematismus auf der einen und Empirismus und Positivismus auf der anderen Seite. Eine Überwindung setzt voraus, dass die Denkmittel nicht vom Denkgegenstand getrennt, sondern im Gegenteil ihm angemessen sein müssen. Das einzuschließende Dritte ist die Denkbewegung, die nur die logische Bewegung des Gegenstands selbst sein kann und die im Begriff auf den Punkt kommt. Es ist das Einfache, das schwer zu machen ist.

Zur Kritik des Theoretikers

von Franz Schandl

Nur reflektiertes Reflektiertes, dessen Systematisierung Theorie ist, erhebt das Denken über das Kapieren und Registrieren, über das Wissen und die Erfahrung. Theorie ist nötig, man kommt um sie nicht herum, aber man muss sich ihr deswegen nicht mit Haut und Haaren ausliefern.

Der grassierenden Theoriefeindlichkeit ist nicht mit Theoriebesessenheit zu begegnen. Der Ignoranz der Welt ist nicht mit einer Arroganz des Denkens beizukommen. Diese hat vielmehr etwas Abstoßendes an sich, so sehr einige Jünger sich auch von ihr erhitzen lassen. Über Probleme der Theorie wurde unsererseits schon einiges geschrieben (vgl. Bewegungsversuche auf Glatteis. Zum Verhältnis von Theorie und Praxis, *Streifzüge* 2/2000, S. 8-12; Präpotenz der Ohnmacht, *Streifzüge* 4/2000, S. 12-16) da ist auch wenig zu korrigieren, nicht berücksichtigt wurde allerdings die Person des Theoretikers.

Der Theoretiker, das ist das Exponat personifizierten Denkens. Die Sonderstellung reflektierten Denkens ist heute unausweichlich, aber sie tut den Menschen nicht gut, weder den vom Denken Ausgeschlossenen noch den in ihm Eingeschlossenen. Das theoretische Dasein färbt auf seine Subjekte unweigerlich ab. Die Erhabenheit der Intellektuellen, seien es Theoretiker oder Künstler, ist zweischneidig. Einerseits ist die intellektuelle Kraft (neben Freundschaft, Liebe, Schenken) einer der wenigen Hebel, sich vom gemeinen Menschenverstand abzustoßen, andererseits demonstriert sie nicht selten ihre Verachtung gegenüber allem Gewöhnlichen. Gehör verschafft man sich des Öfteren dadurch, dass man weniger die reelle Gewalt als die der reellen Gewalt Unterworfenen noch einmal die ideelle Gewalt des Geistes spüren lässt. Das erhöht eher die Aversion als dass es die Kritik befördert. So kommt viel gegenseitiges und scheinbar unaufhebbares Missverständnis in die Welt.

Apropos Welt. Denken ist nicht ganz von dieser Welt. Als Größe der Abstraktion ergibt es sich keiner sinnlichen Gewissheit, sondern gibt das angeblich Selbstverständliche dem Unverständnis preis.

Das ist in vieler Hinsicht ein Wagnis. Ohne dort je anzukommen, versetzt Denken sich in ein Jenseits. Was das Leben nicht bietet, wird vielfach in der Theorie substituiert. Sie ist somit ein (wenn auch hochprozentiges) Surrogat für das Leben selbst. Um die Welt zu durchdringen, muss man sich in Trance versetzen, sich der Unmittelbarkeit und des Pragmatismus, kurzum aller Niederungen entschlagen. Nur im Lebensentzug gedeiht Denken, selbst wenn es dem Lebensgenuss zugetan ist. Theoretisieren heißt, sich in einem hohen Grad der Welt zu entziehen, aber auf Dauer ist der Entzug weder lebbar noch aushaltbar. Beim Verrücken kann eins schon verrückt werden. Und dass es doch wenige werden, ist eher darauf zurückzuführen, dass viele das Handtuch werfen und (sofern möglich) ins normale Leben flüchten, was zwar keinen Fortschritt darstellt, aber doch die Anspannung löst. Das Durchknallen liegt immer im Bereich der Möglichkeit. Je ernster man sich nimmt, desto wahrscheinlicher wird es.

Gnadenloses Denken

Die geile Maske des Theoretikers ist das gnadenlose Denken. Diese Evidenz ist allerdings nur konstatierbar, sie ist alles andere als unmittelbar aufhebbar. Denn Intransigenz ist ja durchaus der Anspruch, den man an Theorie anlegen muss, will sie wirklich in Kontrast zu den Vorurteilen des Alltagspositivismus treten. Anstrengung und Strenge machen auch ihre Güte aus. Leider. Kaum etwas verlangt soviel Disziplin wie das radikale Denken. Indes, was für die Theorie gut ist, muss noch lange nicht für den Theoretiker gut sein. Theorie mag hervorragende Analysen zeitigen und beredtes Zeugnis ablegen über die Potenz der Erkenntnisse, doch die Person, die sich ihr als Produzent ausliefert, die Maske des Theoretikers, wird, schöpft sie stets ab, erschöpft an ihr scheitern. Sie gleicht dem Bäcker, der ausgezeichnetes Gebäck liefert. Nur kann es auf die Dauer weder anheimelnd noch gesund sein, das Leben in der aufgeheizten Backstube zu verbringen. Theoretiker sollte weder Beruf noch Berufung sein. Kein Dauerzustand, sondern Stadium.

Die permanente Erbauung an glasklaren Gedanken ähnelt einem Trip. Im Ex-

tremfall verfällt eins in manisches Schreiben. Serielles Produzieren ist dann angesagt. Die Werkstatt gleicht einem Förderband, das unablässig liefert, egal ob die Abnehmer noch nachkommen oder auch schon ganz unwillig sind. Theoretiker sind oft Personen, die sich permanent eine Überdosis zufügen. Theoretische Überproduktion ist ein Zeichen von Krise, nicht nur der gesellschaftlichen, sondern auch der eigenen. Und zwar gerade in Form von Krisenverleugnung wie Krisenflucht. Geistige Versuchung ist nicht selten auch (Betonung ausdrücklich auf *auch*, also nicht nur!) subjektive Kompensation des Leidens. Selbst Arbeitskritiker werden zu Arbeitsbienen. Theorie, die von einem selbst abstrahiert, verhungert ob ihrer emotionalen (Be-)Dürftigkeit. Sie ist einseitige Kost, die früher oder später Appetitlosigkeit und Verdauungsstörungen auslöst. Die Angst vor dem Sinnlichen führt leicht zur Ausklammerung des eigenen Lebens, das der Theorie willig als Opfer gebracht wird. Der Verfasser dieser Zeilen schließt sich hier keineswegs aus.

Theorie und Theoretiker müssen auseinander gehalten werden. Reflexion, die nicht ebenso Selbstreflexion, Kritik, die nicht ebenso Selbstkritik ist, birgt die Gefahr des Explodierens. Das weiß man. Es geht aber jetzt nicht nur um die theoretische Kritik des Theoretischen selbst. Dadurch wird das Feld der Theorie nur noch zusätzlich ausgeweitet. Aufgabenstellungen wären aber, was die Einzelnen betrifft, unbedingt einzuschränken, will hier jemand als Mensch leben, aber auch als theoretische Kraft nicht versiegen ob dem, was sie sich aufgehalst hat. Entschleunigen, aussteigen, sich anderen Leidenschaften widmen, ist da dringend angesagt. Dies sollte als Bereicherung verstanden werden, nicht als Dementi der Vorhaben. Der Status des Theoretikers ist eine Zumutung.

Ein brillanter Kopf wie Karl Marx etwa hat sich weggeschriebenen, ist vor lauter Arbeit in seinen letzten Jahren immer arbeitsunfähiger geworden. Von diversen psychosomatischen Heimsuchungen ge-

wertlos
www.streifzuege.org

plagt, schwand seine denkerische Kraft wohl schon Mitte der Sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Fraktionskämpfe in der Internationale, eine überkritische Sicht des eigenen Werks verbunden mit einem Hang zum Wissenschaftsfetischismus seiner Zeit taten das Übrige. Gelegentlich blitzte die alte Kraft noch auf, in der Kritik des Gothaer Programms, in den Bemerkungen zu Adolph Wagner oder in den Briefen an Vera Sassulitsch. Im Prinzip war der späte Marx einsam und weggetreten. Damit ist nichts gegen das Werk gesagt, wohl aber über Leiden und Unleidlichkeit des Werkmeisters. Die großen theoretischen Passagen wurden zwischen 1855 und 1865 formuliert. Schon der erste Band des 1867 veröffentlichten „Kapital“, versprüht nicht die Frische und Kühnheit vorgängiger Schriften. Es ist kein Zufall, dass sich dort einiges an Arbeitskritik findet, im „Kapital“ jedoch wenig, ja an manchen Stellen sogar ein ontologischer Arbeitsbegriff zementiert wird. Das „Kapital“ ist ein beträchtlicher Wurf, zweifelsfrei, aber der weitere Wurf (trotz aller Fehler und Ungereimtheiten) sind die „Grundrisse“. Vielleicht sollte man nicht nur vom jungen und vom späten Marx sprechen, sondern auch vom mittleren.

Überwältigung der Geister

Große Theorie tritt noch immer auf als Überwältigung der Geister durch einen Geist. Denken wird zu einer Art Durchblickerei, oft zu einer Geisterseherei, die einem Erhabenheit garantiert. Man fühlt sich als etwas Besseres, als Aristokrat des Geistes, wohl vergessend, dass die meisten Leute nicht aufgrund mangelnden Köpfchens am Denken scheitern, sondern an ihren Lebensumständen, die eine umfangreiche Zeit reflektierten Reflektierens einfach nicht gestatten und es schon vorab verunmöglichen. Diesbezüglich erscheint der Theoretiker als Ersatz für die

Defizite anderer. Was folgt, ist wechselseitige Fixierung. Theoretiker erbauen sich an Fans, was bedeutet, sie glauben an sich, weil jene an sie glauben. Als Zaubermeister mächtiger Worte und glänzender Begriffe werden sie dann oft diese Geister, die sie riefen, nicht mehr los. Die sich zu Kleingeistern degradierenden Anhänger sind beeindruckt von der Akrobatik der Sprache, kleben an ihr mehr als an der Substanz des Geäußerten. Diese wird sekundär. Das Verhältnis als inniger Bezug ist sodann mehr eines zum Theoretiker und weniger eines zur Theorie. Die Relevanz des Inhalts verblasst vor der Attraktion der Form. Auch das ist keine freudige Botschaft, sondern eine traurige Erkenntnis. Kann eins der Theorie nicht folgen, folgt eins im Zweifelsfall dem Theoretiker. Er wird nicht irren, denn warum sollten wir ihm sonst anhängen. Er ist das weltabgewandte, jedoch wortgewandte Subjekt der Aufklärung. Eines, wo Denken selbst zum Fetisch wird, dahingehend, dass es im Extremfall sogar alles und das schiere Gegenteil zu beweisen versteht oder jede prinzipielle Kritik an ihm als Theoriefeindlichkeit oder Schlimmeres diffamiert.

Solch Denken will gar nicht mehr beitragen, die Wirklichkeit zu verändern, es will als Wahrheit brillieren. Die anderen sollen erblassen. Auch wenn es durch Provokation gelegentlich Aufmerksamkeit erregt, schreckt es ab, bilanziert nur in einem Segment, das kleiner nicht sein könnte. Seine Sicherheit gleicht einem Bunker. Es wirkt kalt und tot. Über solche Peinlichkeiten schweigt Reflexion sich für gewöhnlich aus. Die Angst vor der Bloßstellung hat aber mehr Nachteile als kurzfristige Vorteile. Gerade dort, wo stets die Inhalte so hoch gehalten werden, ist dies mit äußerster Vorsicht zu genießen. Nicht selten möchten sich die Produzenten hinter dem Produkt verstecken. Theoriebildung ist ähnlich kapitalistischen Produktionsabläufen eine Black Box. Das Publikum

wird vor vollendete Tatsachen gestellt, es bekommt Resultate präsentiert. Es kann klatschen, nicken, schweigen oder gehen.

Der Denker ist als Denker nur sympathisch auf Distanz. Seine Sicherheit ist ein Popanz, ist ansteckend, aber sie überzeugt letztlich nicht. Je näher man jenem tritt, desto mehr verliert er an Glanz. Der Theoretiker ist männlich, auch wenn er weiblich ist. Dass hat weniger etwas mit dem Ausschluss der Frauen aus dem Denken zu tun, als damit, dass Männer, anders als Frauen, regelrecht dazu angehalten werden, sich von ihren Sinnlichkeiten zu ab-sentieren. Wobei das Sinnliche hier natürlich nicht als das Unverdorbenes oder Gute gelten kann, sondern lediglich als Kontrastmittel. Der Theoretiker als Meisterdenker ist eine absolut abendländisch-männliche Maske, aufgewachsen in der Aufklärung. Als säkularisierter Priester hat er sich zwar von Religion emanzipiert, ist aber doch im Religiösen befangen geblieben. Die seltsame Aura der Besserwisserei lässt das Denken zur kultischen Instanz verkommen. Wie es die Geheimnisse erklärt, soll sein Geheimnis bleiben.

Mentale Blasen

Den Versicherungen jeder Großtheorie ist zu misstrauen, auch jenen der Wertkritik. Jede Größe ist ein Provisorium in Zeit und Raum, manche sowieso nur Fiktion. Analog den Bestimmungen zur Krisentheorie könnte man wohl von vielen *mentalen Blasen* sprechen, die ausgerechnet vor dem Platzen ihre größte Dynamik entfalten. Die Frage, die sich in aller Brisanz stellt, vor allem auch nach den organisatorischen und personellen Turbulenzen samt ihren Ungustiösitäten in der Wertkritik ist: Was trägt eine Theoriegruppe? Und vor allem auch: Wie lange? Und dann noch: Wohin? Und dann noch: Wozu? Und dann noch: Was sonst? – Erst wenn diese Fragen zugelassen sind und erste Antworten zeitigen, wird es möglich sein, eingefleischte K-Gruppenmuster auf ein erträgliches Maß zu stutzen. Die typische Veranstaltung zwischen aufgeregtem Kasperltheater und psychischer Zuspitzung, unterbrochen durch Ruhe- und Regenerationsphasen, diese Mischung aus Lächerlichkeit und Bezeichnung, Schärfe und Öde ist abtunnend. Nicht nur bei den andern.

„In der Theorie aufgehen“ ist verwandt mit „in der Arbeit aufgehen“, es ist ein Abstrahieren von sinnlichen Bedürfnissen und elementaren Anliegen. Wie in der Ar-

Transformationsclub der Streifzüge

Eine Mitgliedschaft im Transformationsclub der Streifzüge kostet 120 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal oder per vierteljährlichem Dauerauftrag. Für den Beitritt wird man selbstverständlich belohnt: Es gibt ein auszuwählendes Schriftstück als Estandsgeschenk und darüber hinaus alle aktuellen Buchpublikationen, wo eins von uns beteiligt ist, sei's als Autor oder Mitautor, gratis. Das Abo der Streifzüge ist selbstverständlich inbegriffen, ebenso die Zustellung mehrerer Exemplare der aktuellen Nummer bzw. aller noch erhältlichen Einzelhefte.

Kritischer Kreis, Margaretenstr. 71-73/23, A-1050 Wien, streifzuege@chello.at

beit tritt auch im Denken ein Anspruch zutage, der, selbst wenn er das gute Leben will, es permanent versetzt. Die simple Antwort kann natürlich nun nicht sein, dass das Leben hier und jetzt schon stattfindet, so nach dem zeitgeistigen Motto: Tomorrow never comes. Das wäre das Einreihen im positiven Denken. Aber sie kann auch nicht behaupten, dass nur der quasi religiöse Verweis auf ein Jenseits möglich ist. Denn wenn kein richtiges Leben im falschen möglich ist, ist das richtige Leben überhaupt nicht möglich. Ja, es stellt sich dann die Frage, ob das Leben überhaupt richtig ist. Es gilt also einmal mehr das Richtige im Falschen auszuloten. Das ist Aufgabe genug. Noch dazu eine sehr anspruchsvolle. Und nicht nur eine individuelle.

Der Theoretiker setzt alles in die Kraft des Geistes. Nimmt er es ernst, dann ist er als Skeptiker meist der Verkünder schlechter Nachrichten. Mittellos ist freilich auch der Praktiker. Er lebt in der Einbildung, dass es schon gehen muss, wenn er nur fleißig tut: Es gibt nichts Gutes, außer man tut es. Insofern steht das Unvermögen des Theoretikers mit seiner Theorie sogar mehr im Einklang als das Nichtkönnen des Praktikers mit seinen kruden Einsichten. Aber ist das ein Vorteil? Theoretiker und Praktiker sind das streitende Paar, wo eins den anderen nicht leiden kann. So begegnen sich der Arroganzler vom anderen Stern und der Ignoranzler von der Scholle in gegenseitigem Unverständnis. Die Defizite des Anderen erkennen sie um so mehr, als sie die eigenen verdrängen. Sie spielen ihre gesellschaftlichen Rollen, aus denen sie nicht schlüpfen können. Verfestigen sich die Masken aufgrund der Permanenz zur unhinterfragten Akzeptanz, dann werden aus den Theoretikern Theoretizisten und aus Praktikern Praktikanten.

Das Denken ist nicht nur eine Besonderung von der Allgemeinheit, Denken bringt auch Sonderlinge hervor. *Jenseits* als positiver Begriff der Negation bezieht sich ausschließlich auf die Transformation,

Stift Lambach

Kalt und starr ragen die Mauern Himmelwärts, alles beherrschend. Das Rundherum klein und vergänglich erscheinen lassend stellen sie alleine durch ihre Präsenz die gottgewollte Ordnung her. Selbst die Jahrhunderte konnten dieser kalten Schönheit ihren Schrecken nicht nehmen.

Ein Schauer durchströmt mich. Jeder Glockenschlag ein Affront, ein unbarmherziges Hohnlachen ins Angesicht des Leidens und der Verzweiflung. Mauern auf malträtierten Leibern errichtet. Das pulsierende Leben erstickt, das Denken ausgerottet, die Begierden vernichtet – nichts zurückgelassen als Öde, über der die Angst schwebt. Im Namen der Liebe der Hölle eine reale Gestalt geschaffen.

Im jahrhundertlangen Kampf Schritt um Schritt über Leichenberge zurückgedrängt. Die banalsten Selbstverständlichkeiten, jede Form von selbstbestimmtem Leben nur das Resultat erbitterten Ringens. Eines Rin-

gens, ohne das auch ich schon Opfer der Flammen geworden wäre.

Sie steht immer noch, selbstherrlich und unbelehrbar, als letzte Hüterin der Moral, ihrer Moral, als Sinnstifterin des Lebens, eines Lebens, das sie von jeher mit Leidenschaft verstümmelt und vernichtet.

Hochgeistig, gelehrt und gebildet, als erbitterteste Gegnerin von Logik, Verstand und Wissenschaft verbreitet sie immer noch ungehindert und gefördert ihr Gift über alle Kanäle, verbittet sich jede Widerrede oder deckt sie mit allen Mitteln zu, vergiftet die Kinder. Sklavenhalterin und Ausbeuterin seit Jahrhunderten suhlt sie sich in Nächstenliebe, sozialem Engagement – in ihrer Caritas, die sie sich teuer bezahlen lässt, so wie sie sich immer alles hat bezahlen lassen...

Die Mauern müssten triefen von Schweiß und Blut, die Verzweiflung ist körperlich spürbar. Schauernd wende ich mich ab, aber noch stehen sie zwischen mir und der Sonne.

R.T.

2000 Zeichen

abwärts

nicht auf die Parallelwelt irgendwelcher Geistesgrößen. Theorie darf nicht nur theoretisch sein. Zumindest dann, wenn sie etwas anderes möchte, als sich in Besserwisserei zu üben. Perspektiven liegen nur im Unreinen. Davor darf man sich weder fürchten noch hüten. Vor lauter Ängstlichkeit kann man auch umkommen. Glück um des Glücks willen macht glücklich, Denken um des Denkens willen nicht. Ohne Denken ist nichts zu lösen, aber Denken löst nichts. Wenn es bei sich bleibt, wird es immer unbefriedigender, gleicht dem Hamster im Rad, gerade auch wenn es die Geschwindigkeit, sprich die Zeichenzahl, erhöht.

Radikale Kritik darf nicht rein kontemplativ auftreten. In diesem Fall, der eine Falle ist, bestätigt Negation über den Attentismus das Bestehende. Erkenntnis der

Erkenntnis wegen ist traurig. So ist nicht nur die Zweiheit von Theorie und Praxis zu konstatieren, sondern ebenso die Notwendigkeit des Schritts von der einen Sphäre in die andere zu betonen und zu versuchen. Denken hat auf Anwendung zu drängen und Nutzen zu haben. Kurzum, es soll *wirken*. Was nicht wirkt, bewirkt nichts. Praxis ohne Theorie ist blind, aber Theorie ohne Praxis ist lahm. Es geht nicht darum, eine fatale Einheit herzustellen, sondern eine sich achtende Korrespondenz und Koordination zu ermöglichen und vor allem ein Fluktuieren der Handelnden zwischen den Polen nicht nur zu erlauben, sondern ausdrücklich zu fördern. Heute regiert die sektorale Abschottung. Experimentierfreudigkeit wäre angesagt. Nur so kann die Selbstgenügsamkeit der zu Parzellen gewordenen Bereiche überhaupt durchbrochen werden. Gemäß der zweiten Feuerbachthese: „Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme – ist keine Frage der Theorie, sondern eine *praktische* Frage. In der Praxis muss der Mensch die Wahrheit, i.e. Wirklichkeit und Macht, Diesseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Denkens – das von der Praxis isoliert ist – ist eine rein *scholastische* Frage.“ (MEW, Bd. 3, S. 5.)

E-Mail-Container

Auch die *Streifzüge* verfügen über eine Art Newsletter, genannt E-Mail-Container. Zur Zeit sind darin allerdings nur 170 Menschen befangen, was doch verhältnismäßig wenig ist, vor allem, wenn man bedenkt, dass wir fast doppelt so viele Abos haben. Also, wer Lust hat, gelegentlich von uns belästigt zu werden, der teile uns das bitte mit. Eine E-Mail mit dem Betreff „E-Mail-Container“ an streifzuege@chello.at reicht.

Hass

von Ilse Bindseil

Ich habe ein Problem mit dem Hass. Erstens habe ich ein Problem zu hassen, bin „hassgehemmt“, und zweitens habe ich ein Problem mit der Vergegenständlichung und der Zweckbindung: Wen oder was soll ich hassen und warum? Das Letztere hängt vermutlich mit dem Ersteren zusammen. Auch zum Hass braucht man ein Talent.

Gelegentlich befällt er mich. Dann suche ich nach einem geeigneten Gegenstand und Grund wie der Heiratsvermittler nach einer Braut. Einzelne Menschen zu hassen verbietet mir meine Selbstachtung oder aber meine Hasshemmung. So viel Macht über mich räume ich niemandem ein, dass ich mich genötigt fühlen könnte, ihn zu hassen; oder ich kann einfach nicht. Werde ich gehasst – und das kommt vor –, traue ich dem Hass auf mich nicht. Ich kann ihn nicht ernst nehmen; es wäre zu viel der Ehre. Das hat nichts mit konstruktiver Selbstkritik zu tun, eher damit, dass ich auf einer Stufe stehen geblieben bin, auf der man nicht ernst genommen, dafür lieb gehabt wird. Wenn mir Hass entgegenschlägt, bin ich weniger eingeschüchtert und gekränkt als vielmehr verwundert; ich traue meinen Augen nicht! Bin auch ein wenig geschmeichelt; der mich hasst, hält mich für erwachsen, vielleicht weiß er mehr über mich als ich! Für bare Münze nehme ich seinen Hass gleichwohl nicht; oder ihn, den Hasser, nicht für voll. Wäre ich erwachsen, denke ich, dann würde ich hassen wie ein Mann. Dass er hasst, erscheint mir dagegen wie ein Beweis, dass auch er nicht richtig erwachsen ist. Wenn ich erwachsen wäre, ich würde richtig hassen. In solchen Verrenkungen denke ich, wenn es um Hass geht.

Sobald ich hasse, ergreift eine Malaise von mir Besitz. So dilettantisch ich mich auch anstellen mag, das Unbehagen ist real. Es ist, als hätte ich „mich verwechselt“. Das passiert mir immer, wenn ich mein Heil in der Abgrenzung suche. Hassen ist Unterscheiden und führt zu nichts. Abgrenzen bedeutet Abspalten. Es führt zu Verdross: Das Ich zerbröselt. Schließlich erkennt man doch nur, was man wiedererkennt, und nichts anderes kann auch der fatale

Satz bedeuten, der der unveräußerliche Bestandteil jeder Hassstirade ist: Ich habe ihn durchschaut. Zwar setzt die theoretische Wahrheit, derzufolge die Qualität eine und unteilbar ist, sich hinter dem Rücken der Empirie wieder durch und verschafft sich ausgerechnet in der mythologischen Überzeugung Ausdruck: Was man dem andern erfolgreich „angehängt“ habe, dessen brauche man sich selbst nicht zu verdächtigen; wenn es „dort“ sei, könne es nicht „hier“ sein (sonst wäre es ja geteilt). Andererseits, wäre nicht die Überwindung einer Schranke nötig, man müsste das große Wort vom Durchschauen nicht bemühen. Es ist die Schranke zwischen Person und Person, die die kontinuierliche, in sich zerfließende Eigenschaft teilt, so dass diese diskontinuierlich wird. Wenn man den andern „durchschaut“, dann hat man die Personsschranke unterlaufen, man hat, ohne sich dessen bewusst zu sein, tief in sich selbst hineingeschaut; da gibt's keine Schranke. Kein Wunder, dass der Befund erheblich ist, sieht man das Gehasste doch so, wie es als Eigenschaft nun einmal ist: einfach und ungeteilt.

Meist wiegt man sich ja in trügerischer Sicherheit, da der intellektuelle Aufwand, Hass zu empfinden, das Ich stärkt. Spürbar entfernt das Nachdenken über einen andern von der eigenen Person, und die filigrane Verbindung des Hasses mit seinem Grund, die Rechtfertigung, stärkt das Ich. Da aber die offizielle Version hoffnungslos zweideutig, verlogen und zerrüttet ist (steht ihr zufolge am Anfang des Hasses doch der Grund, während in Wirklichkeit am Anfang des Hasses der Hass steht), findet das Ich keine Möglichkeit, sich zu platzieren: auf Seiten des rationalisierenden Intellekts oder auf Seiten des sprachlosen Affekts. Angetrieben von der starken Empfindung, die es gleichzeitig rationalisieren und substantiieren muss, reibt es sich auf. Es begreift, dass „Sisyphusarbeit“ und „Pyrrhussieg“ im Grunde dasselbe sind; oder vielmehr, es bekommt es zu spüren.

Vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung, die der einsam Hassende führt, ist der *clash* befreiend, wenn zwei, die sich gegenseitig hassen, aufeinandertreffen; leider nur für die Beteiligten, die gewissermaßen in der Realität angekommen sind, deren Hass nicht nur durch den des jeweils andern gerechtfertigt, viel mehr noch als real ausgewiesen wird und die sich aus dem solipsistischen Zirkel „Ich hasse, also bin ich“ befreit und gleichsam eine Realitätsprüfung bestanden haben: „Er hasst mich, also bin ich (und zum Dank darf auch er sein)“. Mögen sie es als einen Kampf um Anerkennung auffassen, dessen glücklicher Ausgang bereits in der Anordnung vorgegeben ist; die Zuschauer sehen nur, was trauriger noch als der Irrsinn eines einzelnen ist: eine *folie à deux*, oder einen Irrsinn, zu zweit aufgeführt. Irrsinn und Einsamkeit, das stellt sich beim Zuschauen heraus – und rückt tendenziell auch noch die Zuschauer in ein schiefes Licht, eigentlich alle –, sind kein numerisches Problem, kein Problem der Einzelheit oder Minderheit, sondern immer noch eine Frage der Übereinstimmung der Realität mit sich selbst. Unter dem Gesichtspunkt dieses Kriteriums sind, ausnahmsweise, Einsamkeit und Irrsinn eines Einzelnen weniger und weniger traurig als die von zweien oder mehr. Auch hier gilt die sture Rechnungsart, nach der zwei mehr sind als einer; zwei, das bedeutet, dass noch der Ausweg versperrt ist!

Nichts ist trauriger, sagt Gottfried Keller in seiner famosen Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, als wenn zwei Männer gesetzten Alters, statt ihre Vernunft zu gebrauchen, mit Fäusten aufeinander losgehen. Um die Traurigkeit der Szene ins rechte Licht zu rücken, lässt er die beiden auf einer kleinen Brücke gegeneinander antreten, und um das Peinliche ihres Anblicks deutlich zu machen, stellt er ihre Kinder dazu, junge Leute, die sozusagen einen verbrieften Anspruch auf die Vernunft ihrer Väter hätten. Die Szene ist todtraurig, sie ergreift, und nicht bloß wegen der ungeschickten Gewalt, mit der die Alten sich raufen, dabei mindestens ebenso ihr Alter ausstellend wie ihren Hass, sondern auch weil dies Aufeinandertreffen ein Sinnbild der verpassten, der pervertierten Gelegenheit ist. Schließlich, auf einer Brücke

jenseits
www.streifzuege.org

cke begegnet man sich; hier, wo sonst, muss man sich einfach verständigen!

Nicht als ob der Hass böse wäre; das wäre er bloß gern. Böse ist der Konkurs der Vernunft, der Hoffnung, der Verständigung. Er schafft den leeren Raum um die, die „wie im Rausch“ sind, die sich aus eingebildeten Gründen ruinieren.

Böse ist, dass dem Hass kein Maß inneohnt. Selbst der Kategorie Maßlosigkeit gibt ihm nicht den gebührenden Halt. Maßlosigkeit zersetzt noch Maßlosigkeit. Sie laugt den Hassenden aus, ohne dem Hassobjekt Substanz zuzuführen. Mit Erfolg hassen kann man nicht.

Man rede, zum Beispiel, sich nicht ein, dass man das Fremde hasst; man möchte vielleicht, aber man kann nicht. Der Hass auf Fremdes und auf Fremde hat außer dem Selbsthass keine Ressource. Wie sollte er auch, da er Erfahrung und Kenntnis definitionsgemäß ausschließt? Wie soll er entstehen, aus welcher Quelle soll er sich erneuern? Angrenzen dagegen ist Abgrenzen, Kante ist Kante, die Nähe – oder das Eigene, wenn sich haarscharf verdoppelt zeigt, so trickreich variiert – reibt auf. Die schlecht verhehlte Ähnlichkeit macht nervös. Ähnlichkeit verkörpert eine nie beendete Aufgabe; sie muss widerlegt, das Eigene muss aus dem Kontext des andern, worein es irrtümlich geriet, befreit, es muss exorziert werden, ohne dabei als Eigenes anerkannt werden zu müssen. Es muss also vernichtet, oder der andere muss vernichtet werden.

Hass hat also kein Motiv, es sei denn, den Selbsthass in Worte zu fassen, etwas, was tabu ist, treffsicher und scharf zu bezeichnen. Bei aller Deutlichkeit ist er eine höchst nebulöse Angelegenheit, trotz aller Klarheit wirkt er verworren; man kann sagen, weil er überdeutlich ist, und das heißt überdeterminiert, und zur Frage anstachelt: was will der Hassende eigentlich sagen, und da dies ja nicht im Unklaren bleibt: wen meint er wirklich?

Gelänge es, im Hass Eigenes und Fremdes auseinander zu dividieren, sie gewissermaßen endgültig zu trennen, dann hätte der Hass nicht gesiegt, man hätte vielmehr den Hass verloren. Da Letzterer eine Säule des Selbstbewusstseins und der Selbstgewissheit ist – was wäre man ohne ihn, wie stünde man da, arm und bloß, wie man eben ist –, wäre durch die Überwindung des Hasses vor allem also das Selbst bedroht. Da dieses – sofern es noch einigermaßen bei Trost ist, also um Selbster-

haltung kämpft und noch nicht auf den Abgrund zustürzt, die Schlussapothese der Vernichtung für nichts und wieder nichts – auch den Hass als destabilisierend und bedrohlich erlebt, als Fremdbestimmung, ja als äußere Einwirkung, als einen Störfaktor, ohne den „es so schön sein könnte“, ist es also in der Zwickmühle und hat im Grunde keine Chance; zu Recht, es ist halt nicht viel los mit ihm, wie könnte „alles paletti“ sein!

Wie hasst man elegant? Indem man verallgemeinert; nicht zu sehr, sonst landet man beim Begriff, aber doch so weit, dass das Eigene in den schützenden Schatten gerät. Man kann umgekehrt formulieren: dass man aus dem Schatten des Privaten heraustritt und – politisch wird.

Ich werfe meine Netze aus, ziehe sie an Bord und mustere ihren Inhalt: Griechen sind hängen geblieben, Österreicher, Belgier, alles, was ähnlich und doch anders ist.

Österreicher, das begreift niemand so mühelos wie ich, sind unfähig zu trauern, kein Wunder, es fehlt ihnen an seelischer Masse. Schon das Wort „Belgier“ erinnert mich an den Hintern ihrer Pferde; kein Wunder, dass sie grobschlächtig – und vergiftet – wie ihre Fleischtomaten sind. Griechen sind arrogant, sie haben den Verlust ihrer Identität und Geschichte, man möchte schon sagen in beneidenswerter Weise weggesteckt. Ja, wären sie nicht so arrogant, man hielte sie überhaupt für andere! Anders gesagt: Man würde nicht glauben, dass es dieselben sind.

Wenn man es richtig anstellt, kann Has-sen Spaß machen. Wenn man nur nicht ermüdete! Man muss am Ball bleiben. Ein Gedanke gibt den nächsten. Wenn man nur einen Augenblick innehält, verblassen die Hassobjekte bereits, werden flach wie Scherenschnitte, unendlich die Mühe, ihnen erneut Leben einzuhauchen, das heißt sich auf Touren zu bringen, den Elan wiederzufinden. Es ist, als gälte es: sie oder ich! Wenn das kein vampiristisches Verhältnis ist!

Je mehr ich an meinem Hass arbeite, desto schlechter bin ich dran oder sind meine Aussichten. Kein Wunder, wenn ich mich schlecht fühle. Wenn ich diesem Gefühl nachspüre, dann ergibt sich der Eindruck tiefer Fruchtlosigkeit: Ich arbeite und arbeite, und irgendetwas klappt nicht. An den Formulierungen und Facetten liegt es nicht; dem Witz sind keine Grenzen gesetzt, Grobes passt auf Feines. Aber irgendetwas funktioniert nicht, wie es soll.

Es ist die absurde Hoffnung auf einen Transfer von den Gedanken auf das Werkstück, die sich nicht erfüllt, die Hoffnung auf eine Materialisierung. Die Intelligenz ist vorhanden, die Vorstellungen sind da. Nicht bloß, dass es Vorstellungen sind und es als solche leichter haben zu existieren. Es sind meine Vorstellungen, sie gehören zu mir, explizieren mich. Das vermeintliche Werkstück aber, das mir gegenüberliegt, existiert nicht. Kein Wunder, wenn der Transfer nicht klappt. Je mehr ich hasse, desto mehr bin ich unfreiwillig bei mir und desto weniger existiert das Hassobjekt!

Nicht Zufall ist es also, wenn der Hass kein reales Objekt hat, sondern Methode. Da wir unsere Zwecke ohnehin nie erreichen, lese ich in der Zeitung oder in einem Roman, sollten wir unsere ganze Aufmerksamkeit auf eine achtsame Wahl unserer Mittel wenden; denn, so der Hintergedanke, mit denen müssten wir schließlich leben.

Wenn es so einfach wäre! Hass wäre zweifellos ein Mittel, wenn seine absolute Zwecklosigkeit ihn nicht dazu verurteilen würde, selbst Zweck zu sein. Um ihn als Mittel verwenden – und meinetwegen auch der Achtsamkeitsprüfung unterziehen – zu können, müsste man erst einmal in der Lage sein, für ihn einen Zweck anzugeben. Man müsste in jenem umfangreichen moralischen Rahmen dazu in der Lage sein, der erkenntnistheoretische Ehrlichkeit mit moralischer Schonungslosigkeit verbindet. Das heißt, man müsste sich als Zweck des Hasses anzugeben in der Lage sein.

Aus der Perspektive des Hasses, der letztlich dies zu verhindern sucht und darin sozusagen seinen Zweck hat, erscheint die Aufgabe höllisch unangenehm. Dann schon lieber hassen! Dabei winkt ja nicht nur ungebundene Selbsterkenntnis, auch Erleichterung winkt; nicht bloß die kompliziert als Aufwandsersparnis gefasste Erleichterung, die die Ersparnis von gleichermaßen Gefühls- und Begriffs-, also Affekt- und Rationalisierungsaufwand meint, sondern auch die ganz konkrete, man mag sagen kindliche Erleichterung darüber, dass dem schrecklichen Hass kein wahrhaft schrecklicher, eher ein mickriger, lächerlicher oder rührender, jedenfalls kein wahrhaft gefährlicher Gegenstand entspricht, und das ist, wenn man es denn einmal vorurteilslos betrachtet, alle Erleichterung wert.

1978

Jahreszahlen ihre Physiognomie geben“, nannte Walter Benjamin einmal die Methode seines kritischen Projektes einer Konstruktion der Moderne. Ihm ging es um einen materialistischen Begriff von Geschichte, der die Dialektik einbegreift, dass Geschichte selbst und ihr Begriff nicht mehr zu halten sind; mit anderen Worten um die Frage, wie sich überhaupt Gegenwart begreifen, Vergangenheit retten und Zukunft denken lässt. In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts führte dies Benjamin ins neunzehnte Jahrhundert: Die bürgerliche Gesellschaft erscheint in einem Zustand des Traumschlafs, der sich im zwanzigsten Jahrhundert in einen Alptraum verwandelt – zwei Weltkriege und systematischer Massenmord geben dem den grausamen Ausdruck. Die Geschichte selbst erscheint als ein „zum Himmel wachsender ... Trümmerhaufen“, wie Benjamin in seinen Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ notiert – eine „Dialektik der Aufklärung“, wie Theodor W. Adorno und Max Horkheimer es 1944 programmatisch im Titel ihrer Gemeinschaftsarbeit fassen. Im Zentrum steht eine ubiquitäre Kulturindustrie, das heißt eine kapitalistische Wertvergesellschaftung, die sich mittlerweile auf alle sozialen Bereiche, vor allem „die Kultur“, ausgedehnt hat.

Dazu oder dagegen kann die Popkultur, die sich mit den fünfziger Jahren etabliert, als Neuanfang der Moderne verstanden werden – ein Bruch mit der Vergangenheit als beständige Aktualisierung der Gegenwart als Zukunft. „This is Tomorrow“, heißt die Pop-Art definierende Ausstellung in London 1956, bei der die Independent Group amerikanische Massenkultur zeigt: Filmplakate, Comics, eine Musicbox. Zur selben Zeit etabliert sich der Rock 'n' Roll und der Soul: Klangfiguren der neuen Leitkunst Musik, deren Ästhetik aber durch das Visuelle dominiert wird, besonders durch den Film und die Reklame, allgemein durch das, was Guy Debord später, 1967, als Spektakel bezeichnen wird. Die Kritik der Geschichte als lineares Kontinuum, wie Benjamin sie in seinen Thesen forderte, scheint nunmehr merkwürdig wahr und wirklich geworden zu sein – Stagnation und Frag-

mentierung markieren ein mögliches Ende der Geschichte, einen Zustand des Posthistorie. „Geschichte“ ist – und dafür ist die gesamte Popkultur signifikant – durch einen anderen Modus zeitlicher Dynamik ersetzt worden: durch die Mode.

Popkultur bezeichnet jenes Stadium der bürgerlichen Gesellschaft, wo sich U nicht mehr gegen E verteidigen oder behaupten muss; anders gesagt: Popkultur ist nicht auf eine *historische* Rechtfertigung gegenüber der Hochkultur angewiesen, wie es für die Massenkultur noch nötig war. Das heißt umgekehrt: Die Historisierung der Kultur, die sich im Namen der Kulturgeschichte vollzieht, ist für die Popkultur ein überflüssiges Unterfangen: Das historische Material der Popkultur geht eben vollständig in der Mode und ihrer zyklischen Struktur auf. Gleichzeitig scheint es aber, als könne heute „Geschichte“ überhaupt nur noch über die Popkultur oder als Popkultur legitimiert werden: Einschneidende Ereignisse sind dabei die Fernsehserien „Holocaust“ und „Roots“ – beide werden Ende der Siebziger ausgestrahlt. Konterkariert werden sie von einer durch und durch popkulturindustriellen Konstruktion von Biografie: Zur selben Zeit kommen die großen Familien-Serien ins Fernsehen, zunächst „Dallas“, dann „Denver-Clan“. Im Kontrast zu solchen ideologischen Groß- und Grobmustern von Familie, Familiengeschichte und Geschichte steht die reale Tendenz der Individualisierung in den Siebzigern.

Für diese Zusammenhänge bildet das Jahr 1978 eine Art „kulturelles Schaltjahr“, eine Epoche im wörtlichen Sinne: eine Leerstelle, einen Nullpunkt, einen Höhepunkt. Zunächst trivial-gematrisch: 1978 liegt genau in der Mitte der Phase der Popkultur – zum Anfang und Ende, bis 1955 und bis 2001 sind es jeweils 23 Jahre. Und bis 1978 entfaltet sich, was seit 1978 zusammenfällt. Tatsächlich konzentrieren sich im und um das Jahr 1978 zahlreiche popkulturelle Phänomene, die für die spätbürgerliche Warentauschgesellschaft höchst signifikant sind: Parallel zu dem, was als Transformation vom fordistischen zum postfordistischen Produktionsparadigma beschrieben wurde, sind

die Endsiebziger zunächst durch den Übergang von der Moderne zur Postmoderne gekennzeichnet, worin die charakteristische ideologische Matrix dieser Epoche ihren Ausdruck findet (Lyotard veröffentlicht 1979 seinen Essay „Das postmoderne Wissen“). Die ambivalente Dynamik von Pop versus Rock kulminiert in Disco und Punk – Stile, die zugleich das Ende vom Stil markieren. Pop verallgemeinert sich zunehmend in einer Vielfalt besonderer Genres: Aus Punk wird Postpunk und Hardcore (die Sex Pistols lösen sich auf, aber die Dead Kennedys gründen sich und Crass veröffentlicht ihr erstes Album); diffus reklamiert die Popkultur die New Wave; und parallel dazu gibt es eine New Wave of British Heavy Metal; erstmals ist von HipHop und Rap die Rede. Am Rand des Popfeldes finden sich Industrial, EBM, aber auch kuriose Übergänge zum Jazz und zur E-Musik.

Gerade in diesem Augenblick, der wie alle sozial wirkmächtigen erst noch dunkel ist, kristallisieren sich unzählige Versuche, Geschichte zu erzählen, Geschichte zu machen, Geschichte zurückzugewinnen, Geschichte zu retten. Das Problem ist eines von Ideologie: Die Versuche bleiben ihrem Wesen nach – ganz postmodern – auf die gesellschaftliche Oberfläche beschränkt: Pop als Strategie einer *kulturellen Apologie der Verhältnisse*, die schließlich auf die Kultur beschränkt bleibt, als bloß hämischer Ausdruck eines euphorischen „So soll's sein!“. Gerade eine historisch-materialistische Physiognomie des Jahres 1978 gibt indes etwas anderes frei: die Möglichkeit radikaler Veränderung, die hier erstmals, aber auch einzigartig in der Popkultur sich abzeichnete.

P.S. – Kanonisierung ist die billige Variante einer Historisierung der Popkultur, die an ihrer eigenen Geschichte scheitert. In zahlreichen Projekten wird seit einigen Jahren versucht, diesen Kanon als (Pop)Geschichte zu definieren. Einen Anfang hat die *Süddeutsche Zeitung* mit der Reihe »Ein Jahr und seine zwanzig Songs« gemacht; sie startete mit dem Jahr 1978... dem Jahr, in dem Punk die negative Geschichtsphilosophie eines „No Future“ proklamierte; 1978 – das war das letzte Jahr in der Geschichte.

AutorInnen

Moshe Zuckermann, geb. 1949 in Tel Aviv, Sohn deutsch-jüdischer Holocaust-Überlebender, kehrte mit seinen Eltern 1960 nach Deutschland zurück, emigrierte endgültig mit 21 Jahren von Frankfurt nach Israel; Soziologe und Professor für Geschichte und Philosophie am Institute for the History and Philosophy of Science and Ideas der Universität in Tel Aviv.

Ilse Bindseil, geb. 1945, lebt als Lehrerin und freie Autorin in Berlin. Sie arbeitet im Bereich der Gesellschaftstheorie und der „schönen“ Literatur. Redakteurin von *Ästhetik und Kommunikation*, umfangreiche Veröffentlichungen in dieser Zeitschrift und in *mutmaszung*. Mitherausgeberin der Reihe *Frauen* (Bd. 1–6). Buchpublikationen im Ça ira Verlag Freiburg.

Martin Scheuringer, geb. 1980, lebte bis 1999 im Mühlviertel und in Linz, seit 1999 in Wien. Studium der Soziologie und Philosophie, seit 2005 Mitglied der Redaktion der *Streifzüge*. Vater einer Tochter. Betreibt Theorie wider Willen, und verdient sein Geld als Marktforscher. Tritt für ein autofreies Wien innerhalb des Gürtels ein.

Ricky Trang, virtuelle scheinexistenz – alles, was unmittelbar erlebt wurde, ist in eine Vorstellung entwichen – und unverschämter plagiart aus Überzeugung, engagiert sich für die eigenen Begehrlichkeiten und, nachdem es kein wahres im falschen gibt, die Subversion des Alltags und das Ende des Bestehenden – was von einer gewissen hedonistischen Berechnung nicht zu trennen ist... Seit 2007 Mitglied der Redaktion der *Streifzüge*.

AutorInnen aller Ausgaben siehe www.streifzuege.org unter „Redaktion und AutorInnen“.

Das Andere Heimatmuseum



Erinnerungsmal für die
KZ-Außenstelle 1942–1945
BauStelle Schloss Lind
8820 St. Marein bei Neumarkt /
Steiermark

www.schlosslind.at
info@schlosslind.at
Telefon: 03584 3091
Öffnungszeiten: Mai bis Oktober:
17 bis 20 Uhr
Außer montags und nach
telefonischer Voranmeldung

Das Andere Heimatmuseum erzählt nicht nostalgisch oder romantisch verklärte Geschichten vom Landleben, sondern zeigt die heimatliche Schattenseite mit den braunen Flecken im Schnee von gestern.

Anderes Heimatmuseum meint auch ein kritisches (unterscheidendes) Verhältnis zu gegenwärtiger Heimatvernichtung unter dem Deckmantel sie zu schützen: „Europa der Regionen“, „Regionale Identität“, „Heimatwerbung“, „Naturpark“ etc. Hierzu werden verschiedenste Formen der Annäherung gewählt.

Den beständigen Kern des Anderen Heimatmuseums bildet nicht nur jene Folge von Stockwerken und Räumen, in denen mit den Mitteln der „assoziativen Installation“ (Aramis) eine Reihe von theatralischen Kulissen, in denen die verblichenen Spieler in uns hervorgerufen werden, sondern das wache Bewusstsein als Mensch auf einer „BauStelle“ ohne Grenzen zu leben.

Peyman Javaher-Haghighi

Iran, Mythos und Realität

Staat und Gesellschaft jenseits von westlichen Sensationsberichten

208 Seiten, 14,80 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-031-3



H. Marcks &
M. Seiffert (Hg.)
Die großen Streiks
Episoden aus dem
Klassenkampf

264 Seiten, 14,80 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-473-1

Raya Dunayevskaya

Die Macht der Negativität

Schriften zur
Philosophie der
Revolution

Dissidenten der
Arbeiterbewegung

ISBN 978-3-89771-472-4
384 Seiten, 24 EUR [D]



Cajo Brendel
Die Revolution ist keine Parteisache
Ausgewählte Schriften
Dissidenten der
Arbeiterbewegung

ISBN 978-3-89771-462-5
320 Seiten, 18 EUR [D]

Regina Wamper

Das Kreuz mit der Nation

Christlicher
Antisemitismus in der
Jungen Freiheit

Edition DISS

208 Seiten, 22 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-747-3



Gabriel Kuhn
Neuer Anarchismus in den USA
Seattle und die Folgen

304 Seiten, 16,80 EUR [D]
ISBN 978-3-89771-474-8

UNRAST Verlag

Postfach 8020 · 48043 Münster

Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120

Besuchen Sie uns: www.unrast-verlag.de



Jubeln, jauchzen, boomen

Wenn es nach den Wünschen der heimischen Politik und Wirtschaft geht, wird die Fußballeuropameisterschaft ein großer ökonomischer Erfolg. Euphorie ist Pflicht und die Werbetrommel wird kräftig gerührt. Der Tourismus, der jubelt, und der Handel, der jauchzt. Auch die Medien, die zur Zeit mehr als sonst Prospekten gleichen, ergehen sich in schwelgerischer Vorfreude, gilt es doch die Marke Österreich abseits der Kellermöster, Hackenmörder und Giftmischer zu positionieren. In den letzten Monaten war das Land ja vor allem aufgrund eklatanter, ja ominöser Kriminalfälle in die internationalen Schlagzeilen geraten – wohl nicht so ganz das, was sich der Kanzler als „Erlebnissfaktor“ Österreich so vorstellt. Kurzfristig dürfte Amstetten sogar nach Wien zur bekanntesten österreichischen Stadt aufgestiegen sein. Eine gründliche Imagepolitik ist daher Gebot der Stunde.

Da kommt die Euro 2008 gerade richtig. Fußball ist zu einem zentralen ökonomischen Faktor geworden, auch in der Alpenrepublik, da mögen die rot-weiß-roten Kicker noch so schwach spielen. Das Turnier dient als Konjunkturlokomotive. Die Wirtschaft, so ihr oberster Standesvertreter, der Chef der Bundeswirtschaftskammer Christoph Leitl, habe schon ihr erstes Tor geschossen. Auch Alfred Gusenbauer ist begeistert wegen der zu erwartenden Mehreinnahmen aus der Umsatzsteuer. Die Fans sollen kräftig gemolken werden. 150 bis 350 Euro pro Tag werden sie, je nach Kaufkraft, hier lassen. Immerhin wird das Krügel (=Halbe) Bier über 4 Euro kosten.

Natürlich wird die Euro 2008 zum Megaspektakel des Jahres. 16 Spiele finden in Österreich statt, die meisten davon in

Wien, auch das Finale am 29. Juni. In trauter Eintracht, angeführt vom roten Kanzler und seinem schwarzen Vize, wird eine Nation in Fußballeuphorie versetzt, zumindest der männliche Teil. Schriftsteller werden Kommentatoren, Musiker Ballexperten und Auslandskorrespondenten Sportkolumnisten. „Alles Fußball!“, ist angesagt. Nicht nur am Rasen wird getanzt, sondern überall. Die ganze Stadt wird gesperrt und zur Fanmeile erklärt. Man feiert die Feste heute nicht mehr bloß, wie sie fallen, sie werden vielmehr seriell produziert. Ein Spektakel jagt das nächste. Die Gemeinde Wien etwa, die reiche Bundeshauptstadt, Standortsieger dank Ostöffnung, betreibt zweifellos eine Politik des „Brot und Spiele“. Reich und sexy sei die Hauptstadt, verkünden etwa die Wiener Sozialdemokraten in Anspielung auf einen Ausspruch Klaus Wowereits.

Zu sagen, dass einen Fußball nicht interessiert, geht gar nicht. De facto ist das verboten. Aber auch zu sagen, dass man mehr am Verlauf als am Ergebnis interessiert ist, wirkt verdächtig. Wichtiger als die sportliche Bedeutung des Sports ist die nationale und vor allem auch die

kulturindustrielle. Die wiederum ist eine ökonomische Größe.

Die Euro erscheint als Zauberstab für das nächste Wirtschaftswunder. Von der Krise auf den Finanzmärkten hat man in Österreich vorerst recht wenig mitbekommen. Den Blessuren und Dellen ist man weitgehend entgangen. Selbst die skeptischen Konjunkturprognosen hat man vor einigen Tagen wieder nach oben korrigiert. Das Land boomt und seine Vertreter üben sich in demonstrativem Selbstbewusstsein. Das ist freilich noch mehr offizielles Programm als öffentliche Stim-

mung, aber es ist nicht auszuschließen, dass jenes auf diese durchschlägt.

Auch Arbeitsplätze sollen geschaffen werden, nicht zu wenige und nicht nur kurzfristig. Ob die Ansagen auch langfristig halten, was sie versprechen, mag bezweifelt werden. Es gleicht eher einem zeitlich versetzten Nullsummenspiel verschiedener Standorte, wo letztlich die Anstrengungen größer sind als die nachhaltigen Effekte. Alle tun das Gleiche, wenn auch nicht gleich gut. Indes, aktuell sind die Jobs da und auch rascher Gewinn wird durch solche Großereignisse gewährleistet, begeht man in der Planung keine gravierenden Fehler. Das große Kapital zieht, den Events folgend, flanierend durch die diversen europäischen Sonderwohlstandszonen. Wien hat zweifellos aufgrund seiner geographischen Lage zwischen Ost und West einen außerordentlichen Bonus.

Wenn man etwa von der Zweidrittel-Gesellschaft spricht, dann darf man nicht vergessen, dass es ein in jeder Hinsicht gesättigtes oberes Drittel gibt. Diese Wohlhabenden und Gutversorgten werden, zumindest was Wien betrifft, nicht weniger, sondern eher mehr. Die Innenstadt oder besser das Innenstädtische wächst nach außen. Der fünfte Wiener Gemeindebezirk, Margareten, in dem ich wohne, war früher ein traditioneller Arbeiterbezirk. Doch das Erscheinungsbild hat sich in den letzten Jahren geändert, mit ihm auch Publikum und Bewohner, Geschäfte und Gaststätten. Augenfällig ist das vor allem durch einen regelrechten Bauboom. Die Bundeshauptstadt liegt im Renovierungsfieber. Teure Dachausbauten in stilsanierten Häusern gehen weg wie die warmen Semmeln (=Brötchen). Es sind nicht nur reiche Russen, die sich das leisten können.

Roter Punkt = bitte Abo einzahlen!

P43 = Probenummer, über ein Abo wären wir begeistert!

**Keine Politik
ist möglich!**

www.streifzuege.org